27470.

<366021883800019

<366021883800019

Bayer. Staatsbibliothek

Moderne

Romane des Auslandes

in guten Uebersetzungen.

Band 95.

Der Proscribirte von A. Caccianiga.

In zwei Bänden.

Inhalt der Sammlung:
„Moderne Romane des Auslandes.“

Bd. 1—2. Cherbuliez, Isabella, od: der Roman einer rechtschaffenen Frau. 2 Bde.
— 3—6. Ouida, Strathmore. 4 Bde.
— 7—9. Le Fanu, Onkel Silas von Bartram-Haugh. 3 Bde.
— 10—12. Mrs. Oliphant, Agnes. 3 Bde.
— 13—15. Wood, Elster's Thorheit. 3 Bde.
— 16—18. Kingsley, Hereward der Wachsame. 3 Bde.
— 19—21. M. S. Schwartz, Sein oder Nichtsein. 3 Bde.
— 22. Erckmann-Chatrian, Das Forsthaus. 1 Bd.
— 23—24. Louis Ulbach, Der Garten des Domherrn. 2 Bde.
— 25—27. Wood, Lady Adelaide's Schwur. 3 Bde.
— 28—30. Braddon, Ein ungeschliffener Diamant. 3 Bde.
— 31—36. Mrs. Gaskell, Frauen und Töchter. 6 Bde.
— 37—40. Ainsworth, Der Connetable von Bourbon. 4 Bde.
— 41—42. Lascelles, Die Octrone, oder die Lilie von Louisiana. 2 Bde.
— 43—48. Ouida, Chandos. 6 Bde.
— 49—52. Braddon, Enttäuschte Herzen. 4 Bde.
— 53—58. Eliot, Felix Holt, der Radikale. 6 Bde.
— 59—60. Erckmann-Chatrian, Erlebnisse eines Conscribirten. 2 Bde.
— 61—62. — — Waterloo. 2 Bde.
— 63—66. Lascelles, Die schwarze Bande. 4 Bde.
— 67—68. Verf. vom John Halifax, Zwei Heirathen. 2 Bde.
— 69—71. M. S. Schwartz, Der Hänfling. 3 Bde.
— 72—75. Wood, Der Vorabend des St. Martinstages. 4 Bde.
— 76—78. Charles Reade, Griffith Gaunt. 3 Bde.
— 79. Iwan Turgeniew, Dunst. 1 Bd.
— 80. Babington White, Circe. 1 Bd.
— 81—83. Ainsworth, Der Erbe von Old Court. 3 Bde.
— 84—85. N. Achscharumow, Der falsche Name. 2 Bde.
— 86—89. Braddon, Rupert Godwin. 4 Bde.
— 90. Barthelemy, Ein unheimlicher Schatz. 1 Bd.
— 91—94. M. E. Braddon, Herrn Jasper's Miethsmann. 4 Bde.
— 95—96. A. Caccianiga, Der Proscribirte. 2 Bde.

Weitere Werke werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Preis eines jeden Bandes dieser Sammlung
20 Sgr.

Jedes Werk ist ohne Preis-Erhöhung auch einzeln zu haben.

Otto Janke in Berlin.

Der Proscribirte.

Roman aus der Gegenwart

von

A. Caccianiga.

Landauersche Lesebibliothek Schöppingen

Aus dem Italienischen übersetzt

von

J. Flor.

Erster Band.

Berlin, 1868.

Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Virginia und Victoria.

Zwei anmuthige Mädchen, die eine schmermüthig und gedankenvoll, die andere munter und lachend, hatten ihre Blicke auf eine der malerischesten Scenen der Welt — den Comersee — gerichtet. Sie saßen auf einer Rasenbank, unter einer Laube von Jasmin und Geisblatt, in einem der schönsten Gärten der Tremezzina. Am Ende einer schattigen Allee, welche sich von der Laube aus nach der Bergseite hinzog, ragte ein prächtiges Landhaus leuchtend hervor, zu welchem man auf verschiedenen Sandwegen gelangte, die sich mitten durch einen Teppich von dichtem, üppigen Grün, hier und da mit Rosenstöcken, mit buntfarbigen Georginen und wohlriechenden Oleandern geschmückt, hinschlängelten. Auf der andern Seite der Laube breitete sich vor dem Blick der herrliche See aus. Die fernen Berge färbten sich, von den Strahlen der Sonne getroffen, violet, während sie auf ihrer Schattenseite dunkelblau schienen. Die Hügel rund umher lachten im Schmuck des Grüns und des Lichtes, und der heitere Himmel spiegelte

sich in den ruhigen Wellen. Einige Barken mit weißen Segeln zeigten sich fern im blauen Hintergrunde und glichen auf dem Wasser schwimmenden Schneeflocken. Die zwei schönen Mädchen betrachteten das Bild, oder richtiger bezeichnet, sie waren selbst ein Bild, das anmuthig lebendig sich in einem Rahmen von Blumen bewegte. Ihr herziges Lachen stimmte so gut zu der Heiterkeit der Natur, daß man nicht unterscheiden konnte, ob die Pracht, die rings herum glänzte, ihre Jugend verschönerte, oder ob ihre Schönheit die Gegend zauberischer machte.

Virginia, das träumerische und gedankenvolle Kind, zählte kaum 18 Jahre. Ihre dunkeln und vollen Haare fielen, auf der Stirne in zwei Theile getheilt, gekräuselt und gelockt über die Wangen bis auf die weißen Schultern und den Busen herab; ihr bleiches und zartes Antlitz hatte einen süßen und herzigen Ausdruck, die großen schwarzen Augen hatten einen mehr melancholischen als lebhaften Ausdruck. Schneeweiße Zähne schmückten einen kleinen und rosigen Mund, dessen schwermüthiges Lächeln mit den schmachtenden Augen harmonirte. Ihre Körperformen waren jungfräulich und ihre Bewegungen keusch und zurückhaltend.

Victoria im Gegentheil war eine muntere Närrin, ein unruhiger und unermüdlicher kleiner Kobold. Für sie galt die Zurückhaltung als Ziererei, die Lustigkeit war eine Forderung der Natur. Sie trug ihre blonden Haare ge-

scheitelt und ein wenig zurückgestrichen, so daß sie die Wangen frei ließen und dem Gesicht einen etwas schelmischen und fröhlichen Zug gaben, zu dem die blauen, sehr lebhaften und schalkhaften Augen nicht wenig beitrugen; ihre kleine Wespengestalt machte schnelle und flinke Bewegungen und die etwas erhobenen Hüften gaben ihr ein wollüstiges und verführerisches Ansehen.

Von Zeit zu Zeit hörte man von Weitem ihr ausgelassenes Lachen erschallen; schon die geringste Ursache reizte ihre Heiterkeit bis zu Thränen.

Virginia war die Tochter eines reichen Mailänders, des Eigenthümers jener reizenden Villa am See. Schön, reich und glücklich wie sie war, schien es, als müßte für diese Jungfrau das Leben ein beständiges Lachen sein, und nichts desto weniger wich die Schwermuth nie aus ihren nachdenklichen Mienen.

Victoria war nur die arme Tochter eines Dieners und sie selbst Kammerzofe Virginias; für dieses Mädchen war die Zukunft ein ungewisses und dunkles Geheimniß. Aber was that das? Victoria lachte von Morgens bis Abends und des Nachts schlief sie tief und fest, umgaukelt von den rosigen Träumen einer zwanzigjährigen Phantasie, welche ihr keine Zeit ließen, sich mit ihrem künftigen Schicksal zu beschäftigen.

Sie liebte Virginia wie eine Schwester, liebte die Blumen, das Wasser, die Erde, den Himmel, alles was

um sie herum war, und dieses unschuldige Lieben öffnete ihr die Seele für die schönsten Hoffnungen. Schönes und glückliches Alter! . . . .

Während Virginia in sich gekehrt auf der Rasenbank sich den goldenen Träumen ihrer Phantasie willenlos hingab, warf Victoria Brodkrumen in das Wasser, um die Fische heranzuziehen, und wenn sich eine große Anzahl versammelt hatte, warf sie einen Stein unter dieselben, und wenn sie dann erschreckt flohen und ihre Beute verließen, so lachte sie wie närrisch über ihr eigenes böses Schelmenstück. — Sie machte es mit den Fischen, wie manche Frauen es mit den Männern machen! . . . Virginia, die durch die unmäßige Heiterkeit der Gefährtin sich gestört fühlte, schickte sie unter einem Vorwand weg, und Victoria gehorchte und entfernte sich oder verschwand vielmehr hüpfend wie ein Reh über den Weg. — Es war ein heißer Sommertag. Virginia betrachtete, da sie allein war, die überraschenden Schönheiten, von denen sie rings umgeben war und bewunderte in jener zauberischen Natur die hohe Macht des göttlichen Schöpfers. — Gott hatte in diese unschuldige Seele ein tiefes und leidenschaftliches Gefühl für das Schöne gelegt. — Trunken athmete sie die mit dem Duft der Blumen geschwängerte Luft ein, indem sie mit Andacht den Stimmen der Natur lauschte, die ihr rings umher in ihrer geheimnißvollen Sprache zulispelten.

Das Murmeln der Wellen zwischen den Steinen am Ufer, das Säuseln der vom leichtesten Lüftchen bewegten Blätter, das Gesummse der Insecten, der Gesang der verschiedenen Vögel bildeten eine vermischte und mysteriöse Harmonie, welche den Geist leicht einwiegte, die Sinne einlullte und allmählig zu Ruhe und Schlaf führte.

Virginia schloß die Augen, den Kopf leicht auf einen Arm gesenkt, und sanft auf den grünen Sitz ausgestreckt, schlief sie ein.

Die Sonne, welche sich durch die Zweige der Bäume stahl, bildete einen Heiligenschein um ihr Haupt, ihr Schlaf war ruhig und sanft, wie der Schlaf der Unschuld.

O! daß ihre arme Mutter sie hätte sehen können, so schön! — und die Mutter sah sie vielleicht, wenn es nämlich den Hingeschiedenen vergönnt ist, einen Blick auf die Erde zu werfen.

Ihre Mutter war jung gestorben, als Virginia kaum drei Jahre zählte. Ein schmerzlicher Verlust für die Familie, unersetzlich sowohl für die zwei zurück gelassenen Kinder, die der süßen Fürsorge der Mutter, ihrer freundlichen Liebkosungen und weisen Rathschläge beraubt waren, als auch für den Gatten, der die Gefährtin nach achtjähriger Ehe noch immer wie am Hochzeitstage liebte. Auf ihrem Sterbebette, schon vorbereitet zur letzten Reise, wollte sie noch einmal den theuren Lebensgefährten und die geliebten Kinder umarmen, und zum Gatten gewendet, der neben

ihr kniete, sprach sie mit matter und schwindender Stimme:

„Muth, mein guter Friederich — — erinnere Dich oft meiner und der glücklichen Tage, die wir zusammen verlebt haben; es sind darunter welche, die Dein gutes Herz nie wird vergessen können! — ich weiß es — ach, ich wünschte sie mir gern noch verlängert — doch — fügen wir uns in den hohen und göttlichen Willen desjenigen, der Alles zum Besten wendet. — Ich lege Dir, Friedrich, unsere lieben Kinder an's Herz — Johannes ist bald sieben Jahre alt, er wird weniger den Mangel der Mutter fühlen, aber Virginia, — dieses arme kleine Geschöpf — traue sie nie gedungenen Händen an, — ich möchte, daß Catarina die Sorge um sie übernähme und Mutterstelle bei ihr verträte, — Catarina ist eine sittsame und gebildete Frau, von Religion und Gemüth, und liebt mich seit langer Zeit. Sie kann unsere Virginia zur Tugend, Sittlichkeit, zu edlen und erhabenen Gefühlen und zur heiligen Gottesfurcht erziehen und wird ihr oft von der Mutter erzählen. Ihr Gatte ist unser Freund, und sein Sohn Ernst wird der Freund Johannes sein.

Ihr seid dann alle vereinigt, den Winter in Mailand, den Sommer auf dem Lande, und wenn Ihr spazieren geht im Garten von Tremezzo, und die Blumen, den See und die Berge betrachtet, werdet ihr sagen: „die arme Theresa liebte so sehr diese schöne Gegend, — Gott hat sie

zu sich gerufen, sie ist dort oben, von wo sie uns sieht, uns segnet und für uns betet.“ —

Einige Stunden darauf schloß die arme Kranke die Augen für immer.

Fünfzehn Jahre waren seit jenem Tage verstrichen. Die letzten Wünsche der guten Mutter waren erfüllt worden. Frau Catarina und ihr Gatte Hippolyt trösteten mit ihrer liebreichen Freundschaft den armen Friederich.

Diese zwei Mailänder Familien, beide gesegnet mit irdischen Gütern und begabt mit jenen guten und edlen Gefühlen, die weit kostbarer und seltener sind, als der irdische Reichthum, bildeten gewissermaßen nur eine einzige Familie. Des Winters bewohnten sie in Mailand zwei sich gegenüber stehende Häuser und sahen sich alle Tage, im Sommer zog Herr Friederich mit seinen Kindern Virginia und Johannes auf seine prachtvolle Villa am Comersee und lud die befreundete Familie dorthin ein.

Catarina, Hippolyt und ihr Sohn Ernst verlebten in Tremezzina die schönste Jahreszeit.

Catarina, eine Frau von gebildetem Geiste, frommem und gefühlvollen Herzen, hatte Virginia mit aller Sorgfalt einer lieberollen Mutter erzogen. Die beiden alten Freunde lebten vergnügt, sie gingen in den nahen Wäldern auf die Jagd, spielten Billard und verbrachten während jenes angenehmen Aufenthaltes sorglose und genuß-

reiche Stunden inmitten ihrer Familie. Sie waren wohlthätig und wurden in der ganzen Umgegend geliebt.

Virginia und Johannes lernten, spielten und liefen mit Ernst umher, dem sie mehr Geschwister als Gefährten waren. Und auch die lebhafte Victoria nahm Theil an den kindlichen Spielen und wurde von ihren jungen Gebietern mit jener Unbefangenheit, Zutraulichkeit und Gleichheit behandelt, welche Kinder unter sich so natürlich finden, die jedoch durch das reifere Alter, den Ehrgeiz und den Zusammenstoß mit der Gesellschaft in der Folge unmöglich werden. —

Victoria war die Tochter des Gennaro, eines alten Dieners der Familie Hippolyts; der Vater hatte ihr, nachdem er Wittwer geworden war, einen Platz im Dienste Friedrichs verschafft, und zwar die Stelle einer Kammerzofe und Gesellschafterin Virginiens und es sich dadurch zugleich ermöglicht, das einzige Töchterchen unter seinen Augen zu haben und sie gut behandelt und glücklich zu sehen. Er liebte Victoria mit dem Herzen eines alten Vaters, der im Gesichte der Tochter die Züge der armen hingeschiedenen Gattin sieht, und diese Liebe verblendete ihn so, daß es für ihn auf der Welt keine Vorzüge und Schönheiten gab, welche in Vergleich zu den Eigenschaften dieser Frucht seiner Ehe, weder in physischer noch moralischer Hinsicht kommen konnten.

Im Uebrigen war Gennaro ein braver und recht-

licher Mann, geliebt von seiner Herrschaft und mehr wie ein Glied der Familie, denn als Diener behandelt.

Er hatte den Vater Friedrichs sterben sehen und als Kind mit diesem gespielt, wie jetzt ihre Kinder zusammen spielten; er war der Vertraute und manchmal der Beschützer der jugendlichen Thorheiten seines Herrn gewesen und hatte ihn oft mit Discretion und Schlauheit aus gewissen Liebeshändeln gezogen, die ihn vor den strengen Augen des Vaters hätten in Verlegenheit setzen können. Später wohnte er der Hochzeit seines Herrn mit Catarina bei und bald darauf wiegte er Ernst auf seinen Armen. Er wußte in Allem Bescheid und ergänzte die abwesenden Diener in allen Beziehungen. Er war Koch, wenn der Koch fehlte, Kutscher, wenn der Kutscher fehlte, Kammerfrau und Amme, um die Kinder spazieren zu führen oder sie einzuschläfern; zu Hause war er allerdings ein wenig brummig und Einige nannten ihn daher scherzweise Herrn Griesgram; er fuhr die Diener und manchmal sogar die Herrschaft rauh an, für die er jedoch durch's Feuer gegangen wäre.

Obgleich wir den Leser nun schon lange mit Persönlichkeiten unterhalten haben, die an den folgenden Begebenheiten Theil nehmen werden, so können wir doch ein Wesen von seltenen Eigenschaften nicht mit Stillschweigen übergehen, den treuen und unermüdlichen Gefährten der vier Kinder, ihren beständigen Freund, wenn auch oft das

arme Opfer ihrer Spiele und ihrer Thorheiten. Dieser gute Tropf, zärtlich und anschmiegend gegen die Familie, war ein Schrecken für die Fremden, welche jedoch seinem Muth und seinen andern Eigenschaften, darunter vorzugsweise seiner unermüdbaren Fertigkeit im Schwimmen, volle Gerechtigkeit zollten. — Man konnte wohl in Tremezzina den Ersten Besten fragen, wer der beste Schwimmer des Sees wäre, keiner hätte auch nur einen Augenblick mit der Antwort gezögert: „Der beste Schwimmer ist Mylord, der Hund Friedrichs."

Dieses prächtige Thier, von außerordentlich großem Körper und Newfoundländer Race, war der Wächter des Hauses, und wehe dem Unklugen, der des Nachts es sich hätte beikommen lassen, über die Mauer in den Hof zu steigen. Mylord würde ihn ohne Gnade mit seinen festen Zähnen am Hals gepackt und ihn kurz und klein gerissen haben.

Aber am Tage ließ sich der wilde Mylord von seinen jungen Herren an den Ohren und am Schwanz zausen; dieselben steckten ihm die Fäuste in den Rachen, sprangen auf ihm herum, ohne daß sich seine bewundernswürdige Geduld einen Augenblick verleugnet hätte. Im Gegentheil, er gab sich gutwillig zu jenen Spielen, in denen er das Opfer war, her, und wenn die Schelme anderswohin gingen, nachdem sie ihn geplagt hatten, so folgte er ihnen auf dem Fuße nach, fröhlich mit dem Schwanze wedelnd. Die Natur dieses Thieres war großmüthig

und kühn. Begegnete ihm auf der Straße ein großer Hund, so setzte er seine zwei Vorderfüße auf die Erde fest, hob den Kopf empor, spitzte die Ohren und forderte denselben zum Kampf heraus. Wenn der Gegner floh, ließ er ihn in Frieden, ohne ihn zu verfolgen, nahm er jedoch den Kampf an, so warf er sich mit einer Heftigkeit auf ihn, die das Resultat nicht unentschieden ließ. —

Traf Mylord jedoch auf irgend einen Pinscher, so war es staunenswerth, ihn zu betrachten, und die Leute blieben stehen, um seine noble Gleichgültigkeit oder seine stolze Geringschätzung zu beobachten. Das eine Mal that er, als sähe er denselben nicht und ging einen andern Weg, das andere Mal warf er, gelangweilt durch das thörichte und kühne Gebell eines Bastardmopses, wild den Kopf mit einer Miene voller Verachtung empor, daß er mit dem ersten Blick den armseligen Gegner zum Fliehen brachte.

Der Leser verzeihe dieses lange Geplauder über einen Hund; aber seine Eigenschaften finden sich so selten unter den Menschen, daß sie eine doppelte Bewunderung bei einem sogenannten unvernünftigen Thiere abnöthigen. —

Während Virginia noch im angenehmen Schatten des Laubenganges schlief, kündigte die durchdringende Stimme Victoria's von Weitem die Ankunft eines Briefes an.

Das reizende Kind erhob sich, geweckt durch jene Töne, vom grünen und frischen Sitz und erwartete, lang-

sam sich aufrichtend und mit den Händen leicht über die Augen wegstreichend, die junge Freundin, welche, um schneller heranzukommen, über die kleinen Beete und Blumen sprang, die betretenen Wege als die längeren seitwärts liegen ließ, die grünen Rasenplätze des Gartens durchschnitt, und den Brief hochhaltend, rief:

„Neuigkeiten aus Venedig! von Johannes! — in ein paar Tagen wird er mit Ernst zurückkehren!“ und das junge Mädchen schlug die Hände vor Freude zusammen. Virginia nahm den Brief, der an sie adressirt war, öffnete ihn und las:

„Meine gute Schwester!

In wenigen Tagen werden wir zurückkehren und uns nur so lange in Mailand aufhalten, um die Freunde wiederzusehen und zu warten, bis Ernst's Familie mit uns nach Tremezzina kommen kann. Catarina schrieb uns gestern, sie sorge schon dafür, damit Alles bei unserer Ankunft daselbst in Ordnung sei. —

Ernst hat in ein kleines Album einige reizende Ansichten gezeichnet, in der Absicht, Dir damit ein Geschenk zu machen. Sie sind hier und da auf unseren Ausflügen nach der Natur aufgenommen und werden als Erinnerung an diese Reise dienen.

Für Victoria haben wir eine schöne seidene Schürze gekauft und für Gennaro eine prächtige Pfeife. Ueber-

dies bringen wir für Dich und Mama Catarina einige andere kleine und niedliche Sachen mit.

Unsern guten Vätern bringen wir die Frucht unseres Schweißes: zwei herrliche Diplome auf Pergament, authentisch und gestempelt, welche dem, der sich weigern sollte, es zu glauben, beweisen, daß wir wirklich Doctoren beider Rechte sind. In der That, wir werden in Tremezzo anlangen, beladen mit Geschenken, wie die heiligen drei Könige oder wie der unsterbliche Columbus bei seiner Rückkunft von Indien.

Ernst schwärmt für Venedig; ich habe ihn nie von einer so großen Begeisterung beherrscht gesehen.

Aber wir wollen uns für unsere Rückkunft das Vergnügen aufsparen, Euch unsere Reise-Eindrücke im Venetianischen zu schildern.

Wir haben sie nicht beschreiben wollen, um Dumas nicht ins Handwerk zu pfuschen. Unglücklicher Weise werden wir weder Ueberfälle von Räubern, noch Schiffbrüche an verlassenen Inseln zu erzählen haben. Man muß wahrlich sagen, daß sich das Geschlecht der malerischen italienischen Briganten, die so sehr gefeiert worden, in Romane, von Jenseits der Alpen, verloren hat, oder glauben, daß dieselben nur die Kutschen französischer Romanschreiber anfallen, welche mehr Geld verdienen, als wir, und die mit fürstlichem Luxus reisen. —

Die italienischen Romanschreiber haben diesen Vortheil vor den französischen voraus, daß sie sich nicht vor den Briganten fürchten, die ihnen das Geld, welches sie durch Schreiben verdient haben, rauben könnten, und sie danken dieses schöne Glück ihren klugen Verlegern.

Wir könnten auch nicht eine einzige schreckliche und unglaubliche nächtliche Scene erzählen! . . . Hoffentlich aber bietet sich uns bei unserer Rückkehr in die Lombardei noch Stoff. Unterdessen grüße in unserm Namen unsere Freunde, Mylord nicht ausgenommen und bleibe gut Deinem zärtlichen Bruder

Johannes."

Nachdem der Brief gelesen war, sahen die beiden Jungfrauen einander stumm und gedankenvoll an.

Die Scherze, die Johannes geschrieben hatte, um seine Schwester zum Lachen zu reizen, hatten ihren Zweck nicht erreicht.

Die guten Kinder nahmen es für Ernst mit den herbeigewünschten Gefahren und legten dies Begehren als Zeuge eines unklugen Muthes aus, indem sie ernstlich für die Sicherheit der beiden Reisenden besorgt waren.

Endlich brach Virginia mit einem Seufzer das Schweigen und sagte, zu Victoria gewandt: „Pflücken wir einen Strauß der schönsten Blumen des Gartens, um ihn vereint mit unserm Gebet der heiligen Jungfrau zu weihen,

damit sie die Reise jener beschütze und segne und alle Gefahren von ihnen fern halte."

Und die zwei Jungfrauen ließen sich auf die Beete nieder, pflückten die farbenreichsten und wohlriechendsten Blumen, und eilten, nachdem sie dieselben in eine prächtige Vase gestellt hatten, um sie der Madonna darzubringen.

Zweites Capitel.

Der Boden einer Flasche.

Ernst und Johannes kehrten heil und wohlerhalten nach Mailand zurück und warteten da, bis Catarina ihre häuslichen Angelegenheiten beendigt hätte, um sich gemeinschaftlich nach Tremezzina zu begeben, wo sie sehnsüchtig erwartet wurden.

Unterdessen betrogen die zwei Freunde die Zeit, wie man in Mailand unter den jungen Leuten ihres Alters und Standes zu sagen und zu thun pflegt.

Gegen Mittag erhoben sie sich aus dem Bett, gingen gemüthlich nach dem Café St. Carlo, wo sie sich vor den Eingang hinsetzten, eine Havannacigarre anzündeten und die Frauen und Mädchen, die gerade unglücklicher Weise die Straße passiren mußten, musterten und sich die skandalöse Chronik des Tages mit pikanten Sentenzen gewürzt und mit lebhaftem Colorit gefärbt, erzählten; sie foppten die Gutmüthigkeit der Ehemänner und sprachen ohne Achtung von den Frauen, indem sie gänzlich dabei vergaßen, daß sie Mütter und Schwestern hatten.

Später gingen sie auf dem Corso di Porta Orientale hin und her spazieren, machten sich vor den Modeladen breit, liebäugelten mit den Modistinnen, und langsam weiter schlendernd, die Nase in die Luft, die Cigarre im Mund, während ihre Arme hin und her bummelten, schienen sie sagen zu wollen: — wir wissen nicht, was wir mit der Zeit und mit unseren faden zwanzig Jahren anfangen sollen. . . . .

Endlich kehrten sie zum Café zurück, wo sie durch Absynth oder Marsolawein das schwer verdauliche Frühstück zu beseitigen sich bestrebten, um den Magen zum Empfange des Mittagsessens in den Stand zu setzen; wie sie nach dem Mittagsessen den Kaffee nahmen, um den Magen wieder für das Abendessen einzurichten.

Es bedarf keiner Erwähnung, welchen Einfluß auf das Gehirn der Jünglinge dieser Ueberfluß von Wein, Speisen und Tabaksqualm hatte! — Doch wenn man Doctor beider Rechte ist, was bleibt denn danach Wissenswerthes zu lernen übrig?

Auf diese, wenn nicht auf noch schlimmere Weise verbrachten diese Nachkömmlinge Romagnosi's und Beccaria's den Tag; wohin sie jedoch sich begaben, um den Abend zu verbringen, das war für Alle in die Mysterien der Mailänder Jugend nicht Eingeweihte ein undurchdringliches Geheimniß. — Die Meinungen über diesen Punkt waren verschieden.

Die friedlichen Besucher der eleganten Parterre-Säle im Café S. Carlo, die dort ihre Abendstunden harmlos zubrachten und den nichts weniger als geistig aufregenden Inhalt irgend einer Zeitung gleichzeitig mit einer ebenso wässrigen halben Tasse Kaffee einsogen, erlaubten sich, da sie die lauten Kunden der Billards im ersten Stock jeden Abend zur bestimmten Stunde in Masse herabkommen und fortgehen sahen, über dieses wilde Corps die außerordentlichsten Vermuthungen. —

Eine böse Zunge, die sich, man weiß nicht wie, unter jene ehrsamen Personen gemischt hatte, gab vor, daß sie sich in ein gewisses Haus zurückzögen, wo sie verbotene Spiele spielten.

Ein anderer Verleumder versicherte, jene Spiele seien weder Karten- noch Würfel- noch ähnliche Hazardspiele, sondern es käme lediglich darauf an, die Moral Epikurs in Scene zu setzen. — Die gemüthlichen Gäste lachten. —

Das waren Verleumdungen! schwarze Verleumdungen! jene verrätherischen Geschichtenerzähler wußten gar nichts! Die Wahrheit war: Einige reiche Jünglinge, theils Künstler, theils Studenten, versammelten sich mit Personen anderer Stände jeden Abend zu einer bestimmten Stunde in einem schönen Saale in der Straße ...., wo man unter dem Vorgeben sich heiter zu unterhalten und zu schmausen, die Schicksale Europas lenkte, Ideen und Hoff-

nungen austauschte und sämmtlichen Nationen andere Regierungen und andere Grenzen — auf der Karte — gab.

Es wurde nichts Schriftliches, das die Genossen hätte in Verlegenheit bringen können, aufbewahrt; die Archive der Gesellschaft bestanden aus einer ausgewählten und mannigfachen Sammlung der ausgezeichneten heimischen und fremden Weine. Jedes Land hatte seinen Vertreter .... in einer Flasche. Die Gesellschaft nahm Niemanden in ihre Mitte auf, den man nicht durch und durch gekannt, der nicht von einem Genossen vorgestellt war und nicht eine Probe, der er sich unterziehen mußte, bestanden hatte.

Dem Aspiranten wurde nämlich, nachdem er in ein heimliches Cabinet geführt worden war, ein übermäßig großes Glas Wein mit der Einladung, es auf einen Zug zu leeren, dargereicht. Kaum daß der Wein seine Wirkung zeigte, so trat ein Unbekannter in das Cabinet ein, der dem Candidaten eine lange Reihe verfänglicher und verworrener Fragen vorlegte, auf welche dieser deutlich und schnell antworten mußte. Wenn die Antworten nicht zur Zufriedenheit des Unbekannten ausfielen, so wurde die Aufnahme nicht gestattet; fiel dagegen die Probe gut aus, so wurde der Aspirant in den Versammlungssaal geführt und in die eigenthümliche Sprache der Gesellschaft und in ihre Geheimnisse eingeweiht.

Wir werden uns erlauben, unsern Leser, ohne ihm

vorher die Probe aufzuerlegen, in eine dieser Versamm-lungen einzuführen. — Es hat sich ihm vielleicht schon ein anderes Mal in seinem Leben die Gelegenheit ge-boten, einer Verschwörung unter der Erde beizuwohnen; — zum Beispiel der in den Hugenotten von Meyerbeer oder in Ernani von Verdi. — Wir erachten es deshalb in unserm Interesse, ihn vorher zu warnen, sich durch keine Illusion täuschen zu lassen, denn wenn er annähme, zu irgend einer pittoresken und schrecklichen Scene ein-geladen zu sein, so würde er sicherlich bei der Lectüre unserer Erzählung keine jener großen Gemüthsbewegungen empfinden, auf die er sich vielleicht vorbereitet hatte.

Die einfache und ungeschminkte Erzählung des Wahren, an die wir uns gewissenhaft halten wollen, kann nicht das Interesse in dem Grade reizen, wie die romantische Lectüre der geheimnißvollen und gräulichen Verschwörungen.

Die grauen und unterirdischen Keller, in denen schreckliche und blutige Verbrechen begangen wurden, ge-hören einer andern Literatur an, die unserm friedlieben-den Geiste ganz entgegen ist. Die Verschworenen mit großen breitkrämpigen, in die Augen gedrückten Hüten, mit dem Dolche in der einen und der brennenden Fackel in der andern Hand, eingehüllt in große, braune Mäntel, sind ausschließlich Eigenthum des Theater-Repertoirs. — Wir fliehen vor dem Pestgeruch des Harzes und ver-abscheuen Blut. Möge sich der Leser also drein fügen oder

sich trösten, je nach seinem eigenen Geschmack, denn es wird nichts Gräuliches in diesen höchst einfachen Blättern vorkommen.

Der prächtige Saal, in welchem sich unsere Gesellschaft um einen grünen Tisch gesetzt hatte, war pomphaft ausgeschmückt, und wenn der dichte Cigarrenrauch es gestattet hätte, so würde man die feinsten Möbel, Tapeten von schwerem Stoff und nach ganz auserlesenem Geschmack wahrgenommen haben.

Die meistentheils vollen und ruhigen Gesichter dieser friedlichen Verschworenen trugen keinen leidenschaftlichen, keinen wilden Ausdruck. Ihre Kleidung war ganz nach der neuesten Pariser und Londoner Mode.

Ihr Typus offenbarte keineswegs ihre Nationalität, ja man würde sie vielmehr für Söhne Albions gehalten haben, wenn ihr Accent sie nicht als Italiener verrathen hätte.

Der aufwallende Zorn und die flammende Entrüstung der alten Bündnisse waren Aufregungen, die von ihren heiteren Gelagen, in denen man von ernsten politischen Fragen, leicht zu einer Unterhaltung über Damen, Mahlzeiten und Pferde überging, verbannt schienen. Im Prinzipe machten sich Gastronomie und Politik das Feld streitig, und erstere blieb öfter die Siegerin.

Außerdem hatten alle Mitglieder das erhalten, was man in Italien eine vollständige Erziehung nennt.

Diese Erziehung besteht aus vier Jahren, die man in der Elementarschule, vier Jahren, die man auf dem Gymnasium zubringt, zwei Jahren, die man der Rhetorik, zweien, die man der Philosophie und vier schönen Jahren, die man dem Studium der Rechte widmet. — Im Ganzen aus sechszehn Jahren angestrengter Arbeit!...

Trotz dieser vollendeten Erziehung tappten unsere Genossen bei ihren politischen Gesprächen, wie auf dem jungfräulichen Boden einer neuentdeckten Insel, unsicher hin und her.

Alle hatten allerdings ein und dasselbe Ziel im Auge, aber sie wollten zu demselben auf verschiedenen und unbestimmten Wegen gelangen, was die Ursache war, daß sie nie zusammen stimmten und ihren Projekten jene starke und unwiderstehliche Kraft fehlte, die andernfalls von ihrer Verbindung ausgegangen wäre.

Sie declamirten leicht mit Nachdruck, ließen sich von einem glühenden Enthusiasmus hinreißen, aber ihren Ideen mangelte jener reife Verstand, der das Resultat des Wissens ist, und eine lange Erfahrung der Dinge und Menschen.

Doch trugen, um die Wahrheit zu gestehen, nicht alle selbst die Schuld. In den öffentlichen Lehranstalten hatten sich die vorsichtigen Professoren wohl gehütet, gewisse Gegenstände zu lehren, welche mit übersteigender Gewalt die zarten Nerven ihrer Schüler hätten aufregen

können. Es giebt in der That nichts Humaneres auf der Welt, als Schulen der Humanität, in welchen wir alle mehr oder weniger schlechte lateinische Verse zusammengeflickt und den Tacitus, Virgil, Ovid und Cornelius Nepos übersetzt haben, welche Männer glücklich zu preisen sind, daß sie nicht mehr leben, um nicht unsere Uebersetzungen hören zu müssen.

Wir haben überdieß die ruhmreichen Thaten des Scipio Africanus, die Schlachten Cäsars und den Tod des Epaminondas begreifen gelernt, aber wir haben nie von Robespierre's und Murat's wilden Grausamkeiten sprechen hören, welche auf höheren Befehl aus der Geschichte gestrichen waren.

In der Philosophie haben wir die Theorien des Aristoteles studirt, und manchmal verstieg sich der sehr kühne Professor bis zu den Lehrsätzen Kant's. Und was dann die philosophischen Ideen, ob gute oder schlechte des Zeitalters betrifft, in dem wir leben, so haben sie uns die vollständig verborgen gehalten, immer aus Sorge für unser zeitliches und ewiges Heil. Während der Universitätsjahre haben wir gelernt fröhlich sein und uns gute Tage machen, und in Padua z. B. wandelten wir unterm Schutze der großen Männer — im Prato della Valle, während unsere mit den Toga bekleideten Professoren den Stühlen und Bänken oder einem eingeschlafenen Pedanten das römische Recht lehrten. So kamen denn nach sechs

Jahren Studirens vornehmlich folgende Resultate heraus: Großer Consum an Papier, an Tinte und Stiefeln, Abscheu vor jedem Buch, das nicht verboten ist, ferner die Ansicht, das Lateinische sei eine schwere und unnütze Sprache, das Griechische unentzifferbar, die Geschichte schläfere ein, Cicero habe seine Orationes und Julius Cäsar seine Commentarien lediglich zu dem Behufe geschrieben, um die künftigen Schüler zu langweilen; die merkenswerthesten Daten in der Geschichte Europa's endigen mit dem Fall des römischen Reiches, Philosophie bedeute Liebe zur Weisheit, die gegenwärtigen Menschen dürfen die Alten nur in der Reinheit der Sprache nachahmen, Columbus habe Amerika entdeckt, und die Türken seien endlich die Ersten gewesen, die es gewagt, in Italien ... — die Pfeifen einzuführen.

Es ist klar, daß, obgleich man dieses in Italien eine vollständige Erziehung nennt, dieselbe doch noch nicht hinreichend ist, um einigermaßen vernünftig über die wirklichen Bedürfnisse der Welt, über das natürliche oder erworbene Recht der Völker und die möglichen Fortschritte sprechen zu können. Doch unsere Genossen hatten einigermaßen ihre Ideen und ihr Wissen durch die Lectüre verbotener Bücher erweitert, deren einige wie angezündete Fackeln in die Finsterniß ihres Verstandes leuchteten. Aber diese unvollständige und ungeregelte Lectüre konnte sie nicht weit führen, und alle ihre politischen Schlüsse

concentrirten sich in unstäten und verwegenen Hoffnungen, in emphatischen und schwulstigen Declamationen, die mit Luft gefüllten Blasen glichen, die ein Nadelstich platzen macht. Dessen ungeachtet sprach unser junger Ernst, welcher mit seinem warmen Enthusiasmus einige Contrebande-Ideen vereinigte, lang und breit über die Wünsche und Absichten im Venetianischen und theilte der Gesellschaft einige Thatsachen mit, die er auf seiner letzten Reise in diesen schönen Provinzen gesammelt hatte.

Er endigte seine lange Rede, indem er erklärte: „das Vaterland Dante's, Machiavelli's und Michel Angelo's nähere sich mit starken Schritten seiner Erlösung."

„Ich bitte um's Wort," rief ein junger Mann mit bräunlichem Gesicht und lebhaften und intelligenten Augen, „ich bitte um's Wort. Ich glaube," fuhr er fort, „daß es für uns eine Schande sei, beständig unseren vergangenen Glanz und die Größe unserer Ahnen zu rühmen. Jeden Tag hört oder liest man in den italienischen Journalen die Phrasen: das Vaterland Dante's, das Vaterland Machiavelli's, das Vaterland Michel Angelo's, das Vaterland Raphael's, die Wiege der Wissenschaften, das Land der Künste u. s. w. Während wir uns so sehr unserer vergangenen Größe rühmen, lachen die Fremden über unsere gegenwärtige Kleinheit. Mir scheint es, daß der vergangene Glanz unsere eigene Schande nur wachsen macht; wie die Größe unserer Väter, welche wir immer als Muster hin-

stellen, die Kleinheit unserer selbst mehr hervortreten läßt. Erinnern wir uns daher nur des Vergangenen, um die großen Tugenden, welche blühten, nachzuahmen und um alle die Laster zu umgehen, welche auf dieser Erde unglücklich machen. Strengen wir uns an, uns bis zu jener Größe hinauf zu schwingen, die wir täglich in der Ruhe unseres weichlichen und trägen Lebens rühmen, und bemühen wir uns, die Anklagen unserer Nachbarn mit Thaten und nicht mit Geschwätz zu widerlegen.

Vereint und thätig werden wir stark und mächtig sein. Gott hat uns das schönste Land auf der Erde gewährt; vereinigen wir uns Alle und machen wir, daß es auch das größte und ruhmreichste sei. Aber vergegenwärtigen wir uns immer im Geiste, daß das Wollen, Handeln und Streben nicht hinreichen, wenn wir nicht alle vereint und einträchtig sind. Unsere Parole, unser gemeines Losungswort sei daher dieses: Einigkeit und Eintracht!"

Ein allgemeiner Applaus hallte am Ende der Rede im Saale wieder. Darauf begann ein Durcheinander von Stimmen und aufgeregten Fragen, aus welchen Uneinigkeit in den Meinungen und Verschiedenheit in den Ideen sich entwickelte, um sogleich die schönen Illusionen des Redners zu zerstören.

Da wurden plötzlich von zwei Bedienten die Flügel einer Thür geöffnet, und man sah einen herrlichen, von zahlreichen Doppelleuchtern erhellten Saal, in welchem ein

leckeres Mahl bereitet war. Die Streitfragen wichen dem Geruch der duftenden Speisen, und die Verschworenen setzten sich in größter Eintracht an die Tafel. Hier waren alle im Lobe der saftigen Speisen und der kostbaren Weine einer Meinung.

Jeder Genosse legte Ehre ein, und am Ende des Bankets waren Alle dermaßen exaltirt und die Verwirrung, und das Geräusch wurde so groß, daß es unmöglich war, ein einziges Gespräch deutlich zu unterscheiden. Die Fröhlichkeit, welche man auf dem Boden der Flasche gefunden, erregte die Einbildung der jungen Leute.

Ernst und Johannes stießen einige unvorsichtige Eviva's so laut aus, daß das Echo auf der Straße widerhallte, wo die Vorübergehenden in Menge stehen blieben, um zu hören.

Es ist oft unklug, in der Menge laut zu sprechen, denn diese hat tausend Ohren und tausend Zungen. Ein Mann stieg eilig die Treppe hinauf, fragte nach Ernst und Johannes und erwartete sie im Vorzimmer; als er sie kommen sah, nahm er Beide unter die Arme und nöthigte sie, ihm zu folgen. Es war der alte Gennaro, der wachsame und treue Diener. Als sie auf der Straße angekommen und um eine Ecke gebogen war, wendete er sich zu den zwei Jünglingen, und mit einer rauhen und strengen Stimme sagte er zu ihnen:

„Unkluge! . . . Unkluge . . . ein Wunder, daß ich da

vorbeiging . . . Die Politik ist eine schreckliche Sache, in die man sich zu keiner Zeit mischen darf, . . . nie! . . . ich habe in dieser Welt Männer, und bedeutendere, als Ihr, von der Erde verschwinden sehen . . . . für immer! . . . wegen eines Wortes! auf den Verdacht hin! . . . . Unkluge! Jungen ohne Erfahrung! . . . . Wehe Euch, wenn es nicht alte Leute gäbe, um Eure Ausschreitungen zu mäßigen und ein wenig Wasser ins Feuer zu gießen! . . . ."

Und so scheltend und predigend führte der gute Alte die zwei halb berauschten Jünglinge nach Hause.

Drittes Capitel.

Waſſer zündet Feuer an.

Eines Morgens, als Mylord die Luft von ſeinem lauten Gebell widerhallen machte, erſchien Virginia in der Thür ihres Landhauſes und ſah am Eiſengitter des Gartens einen armen Alten ſeine magere Hand ausſtrecken, indem er ſich ein Almoſen um Gottesliebe erbat. Ein armſeliges kleines Mädchen, welches ihn begleitete, wehklagte zu den Bitten des Alten.

Virginia brachte Mylord zum Schweigen, der ſich nur unzufrieden und brummend zurückzog; ſie ging in das Haus zurück, kam jedoch bald wieder mit einem Körbchen unter dem Arm und näherte ſich dem Gitter.

Bei den beiden Armen angelangt, theilte ſie Fleiſch, Brot und einiges Geld unter ſie, indem ſie jene ſüßen und ſanften Troſtworte hinzufügte, die das Mitleid mit den Unglücklichen ihrem Herzen eingab.

„Daß Gott und die geſegnete Jungfrau Maria Ihnen es vergelten mögen," ſagte der arme Alte mit zitternder

Stimme, indem er, seinen Rosenkranz schüttelnd, das Zeichen des Kreuzes machte und ein Paternoster anfing.

Die kleine Bettlerin biß indessen mit der Heißgier des Hungers in ihr Stück Brot und indem sie es mit beiden Händen hielt und verschlang, drückte sie einfach ihre Dankbarkeit mit den Augen aus.

Virginia wollte einige sanfte Worte an die arme Hungrige richten, aber die Rührung erstickte ihr dieselben im Munde und verhinderte sie zu sprechen. Sie streichelte nun mit ihren weißen Händen das bleiche und magere Gesicht, während zwei große Thränen ihr die Wangen befeuchteten. Der edle und engelgleiche Ausdruck im Gesichte Virginiens, ihre elegante und wohlgefällige Gestalt und ihre einfache, aber doch reiche seidene Kleidung bildeten einen sonderbaren und malerischen Kontrast zu der Gruppe in ihrer Nähe.

Der Rücken des Alten war von den Jahren und dem Unglück gekrümmt, wie ein Baum von der Gewalt des Windes. Die brennenden Strahlen der Sonne hatten ihm die Augen getrübt und das durch den Furchen des Elends entstellte Gesicht braun gefärbt. Vom Hunger waren die Wangen eingefallen und auf ihnen wuchs ein spärlicher grauer und ungepflegter Bart. Sein magerer und schlotternder Körper, der sich auf einen roh geschnittenen Stock stützte, war mit zerrissenen und schmutzigen Lumpen bedeckt. Das arme schwindsüchtige Geschöpf,

welches die letzten Schritte des Alten auf der Erde leitete, hatte borstige und wirre Haare und ein abgezehrtes und gelbliches Gesicht, die schönen Farben der Kindheit waren von ihren welken Wangen verschwunden, und sie glich einer Blume, welche aus Mangel an Nahrung stirbt; ihre Glieder wurden kaum von den wenigen Lumpen bedeckt, die nackten Füße waren in Folge des Gehens und von den Dornen, welche die noch nicht gehärtete Haut aufritzten, verkrüppelt.

Ernst, welcher im Fenster seiner Stube lag, wohnte dieser Scene ungesehen bei und bewunderte das fromme Werk der schönen Jungfrau, welche, aufgezogen unter den Bequemlichkeiten eines reichen Lebens und noch unbekannt mit dem menschlichen Unglück, nichtsdestoweniger das leidvolle Dulden der Elenden begriff, Mitleid mit ihnen fühlte und sie mit ihrer Hülfe und dem Balsam ihrer süßen Worte tröstete.

Und der Jüngling fühlte in der bewegten Seele eine neue und höhere Anziehungskraft zu der Jungfrau, welche er bisher nur wie seine Schwester und Jugendgespielin geliebt hatte.

Einige Augenblicke nachher hatten sich die beiden Familien in dem Saal zu ebener Erde versammelt. Virginia, welche vor dem Clavier saß, spielte ihre Lieblingsarie — eine Arie des leidenschaftlich verehrten Bellini. —

Es war eine sanfte und sehnsüchtige Musik, wie die traurige Klage eines liebenden Herzens.

Eine verborgen gehaltene Regung drang durch die etwas veränderten Gesichtszüge der herrlichen Jungfrau. Ernst staunte sie mit unbeweglichem Blicke an und fühlte sein Herz von einem unbeschreiblich zarten und überirdischen Gefühl sanft zu ihr hingezogen. Er war von dem Wunsche beseelt, dieser Augenblick möchte sich in die Ewigkeit verlängern; und als Virginia die letzten Noten mit einem wonnevollen Schlußaccord griff und ihre schmachtenden Augen umwandte, so daß sie seinem Blicke begegneten, fühlte der Jüngling all sein Blut in Aufruhr gerathen und mit Macht nach dem Herzen hin strömen. Da erschien Gennaro an der Thür und meldete, das Frühstück sei servirt.

Es begaben sich alle in den anstoßenden Saal und jeder setzte sich an seinen Platz. Ernst wandte keinen Blick von Virginia, und es war ihm unmöglich, auch nur einen einzigen Bissen zu essen. Die heiteren Tischgespräche verhinderten jedoch, daß die außerordentliche Enthaltsamkeit des Jünglings bemerkt wurde.

Johannes dagegen aß für zwei und zwischen dem einen und dem anderen Gericht näherte er unter dem Tisch seine Füße und Knie denen Victorias, die ihm zur Seite saß.

Das Mädchen, dem Einsicht und Verstand nicht

fehlten, erduldete gelassen die Belagerung ihres jungen Herrn, um Aufsehen zu vermeiden, und von Zeit zu Zeit unterdrückte sie einen tiefen Seufzer in der Kehle — ein Zeichen ihres Unwillens. Seit der Rückkehr der jungen Männer hatte sich ihre ausgelassene Heiterkeit etwas gelegt und ihre sonst so lebhaften und funkelnden Augen waren ein wenig schmachtend geworden.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft im Garten. Frau Catarina, welche Virginia selten verließ, führte dieselbe in Begleitung Victorias, die sich von Zeit zu Zeit umblickte, als ob sie Jemanden erwartete, in eine schattige Allee.

Virginia wandelte, wie sie gewöhnlich pflegte, gedankenvoll und ruhig, jetzt ein Blümchen am Wege pflückend, jetzt stillstehend und von ferne die herrliche Perspective des Sees beobachtend.

Da Frau Catarina auch Victorien ruhig gehen sah, wie die Andere, so fragte sie dieselbe besorgt, ob sie sich unwohl fühlte. Da sie das Wesen der lebhaften Jungfrau kannte, so fand sie es auffallend, daß sie Mylord nicht neckte, nicht Steine ins Wasser warf und daß sie die Schmetterlinge ungehindert auf die Blumen fliegen ließ.

Victoria erröthete über die liebreiche Frage, als ob darin eine Anklage gegen sie gelegen hätte und antwortete,

der lange Spaziergang des gestrigen Tages hätte sie ermüdet.

Dann, fügte Frau Catarina hinzu, wollen wir uns in die Laube setzen, wo du ausruhen kannst, während Virginia liest.

Victoria antwortete mit dem Ausdruck von Langeweile im Gesicht, was jedoch nicht bemerkt wurde.

Johannes hatte sich in einiger Entfernung hinter einen Baum versteckt und winkte mit Kopf, Armen und Händen, nur von Victoria bemerkt, die auf seine Zeichen antwortete, indem sie den Zeigefinger an die Nase setzte und mit dem Kopfe verneinend schüttelte.

In der Laube setzten sich die drei Frauen auf den Rasen und Virginia begann zu lesen. Frau Catarina stickte, Victoria hörte zu, ohne etwas zu thun — aber sie hörte nur ein verwirrtes und eintöniges Murmeln; ihr ganzes geistiges Vermögen schien von einem einzigen süßen Gedanken befangen. Die Herren Friedrich und Hippolyt machten ihren gewohnten Spaziergang auf der am Ufer des Sees nach Cadenabbia sich hinziehenden Straße. Die zwei alten Freunde unterhielten sich über die ländlichen Vergnügungen und tauschten ihre herzliche Freude aus, indem jeder die Eigenschaften seiner Kinder rühmte.

Virginia war der Schatz Friedrich's und Johannes mußte seine Stütze werden in den Jahren des Alters, welche sich mit großen Schritten näherten.

Ernst war die Freude und der Trost Hippolyts, der sein Herz zwischen diesem seinem einzigen Sohn und seiner guten Catarina getheilt hatte.

Mitunter blieben sie beide plötzlich stehen, holten mit gleichen Bewegungen ihre Tabacksdosen aus der Tasche, wechselten eine freundschaftliche Priese Taback und riefen mit einem Lächeln väterlichen Wohlgefallens aus:

„Endlich sind unsere lieben Söhne Doctoren beider Rechte, und wir können ruhig leben.“

Und während sich die beiden Väter von der Freude über die Gelehrsamkeit ihrer Söhne hinreißen ließen, waren die beiden berühmten Doctoren ausgestreckt auf einen weichen Divan, ernstlich damit beschäftigt, mit den Augen den bizarren und fantastischen Windungen zu folgen, welche der Rauch ihrer Cigarren bildete. Schweigend und vertieft in ihre Gedanken ließen die beiden Jünglinge ihren Geist in dem weiten Reich der Träume schweifen und sahen durch die Wolken von Rauch eine rosige und lachende Zukunft und alle Freuden des Lebens, auf die wir alle mehr oder weniger mit zwanzig Jahren gehofft haben.

Inzwischen zeigte sich am fernen Horizont des See's ein schwarzer Fleck, der sich nach und nach vergrößerte und indem er sich auf dem Wasser hinzog, eine weiße Furche von Schaum und in der Luft einen langen Streifen von Rauch hinter sich ließ.

Es war der Lario, das Dampfschiff, welches zwischen Como und Colno fuhr und Reisende an allen am See liegenden Orten entweder zurückließ oder aufnahm.

Die Frauen, welche es von der Laube aus heran-nahen sahen, folgten ihm mit den Augen und erkannten, als es am Ufer war, einen Freund der Familie, der seit einigen Tagen erwartet wurde und der nun in die Barke stieg, welche die Passagiere nach Tremezzina brachte.

Sie erhoben sich sogleich von ihrem Sitz und über-brachten die Neuigkeit den beiden jungen Männern, welche, nachdem sie kaum den Namen des Conte Aurelio hatten aussprechen hören, forteilten.

Ernst nahm seinen Farbenkasten, stieg auf einen kleinen Hügel, welcher sich seitwärts vom Hause erhob, setzte sich an den Rand eines steilen Abhanges und be-gann einen herrlichen Punkt aufzunehmen, den ihm Vir-ginia als einen der malerischesten des Sees angegeben hatte.

Unter dem Vorwand, den Vater aufzusuchen, ver-schwand Johannes auf der andern Seite, und die drei Frauen waren die einzigen, welche zurückblieben, um dem neuen Gaste die Honneurs des Hauses zu machen. Es währte auch nicht lang, bis Graf Aurelio ankam, und seine Ankunft wurde wie gewöhnlich durch das Gebell Mylords angemeldet.

Gennaro eilte, um das Gitter zu öffnen, nahm dem Grafen Reisesack und Regenschirm ab und führte ihn in

den Saal zu ebner Erde, wo er von den Damen erwartet wurde.

Ihm wurde von Catarina und Virginia die herzlichste Aufnahme zu Theil; die beiden Damen wußten mit ihren liebenswürdigen und graziösen Manieren jene leichte Unterhaltung zu paaren, die den Geist sofort entfesselt und Zutrauen einflößt.

Und dann ist es ja allgemein bekannt, wie in Italien die Freunde, welche einen Besuch auf dem Lande machen, überall aufgenommen werden und mit welcher Herzlichkeit man die Pflichten der Gastfreundschaft ausübt, und wenn die zwei jungen Männer sich entfernten, austatt dem neuen Gast entgegenzugehen, so darf man kein Gewicht darauf legen. Jünglinge ihres Alters, wenngleich Doctoren, begreifen gewisse sociale Höflichkeiten nicht und lassen sich nur von ihrer Sympathie oder Antipathie leiten. Uebrigens wird der Leser die Ursache ihres Rückzuges begreifen, wenn er die Bekanntschaft der neuen Persönlichkeit gemacht hat.

Der Conte Aurelio war einer jener friedlichen und zufriedenen Menschen, die das Leben nehmen, wie es ist — einer jener Philosophen oder Schwachsinnigen — welche das Dasein für ein paradiesisches halten, weil sie, aller Ideen bar und mit Reichthümern gesegnet, ihren capriciösen Gelüsten gemächlich nachgehen können. Diese Wesen erleiden nie die schmerzhaften Täuschungen des

Lebens, weil sie nie schöne und poetische Illusionen gehabt haben. — Optimist bis zur Narrheit, fand der Conte Aurelio die Welt vollkommen und die Menschen ausgezeichnet; zufrieden mit sich selbst und Freund der realen Vergnügungen, pflegte er alle Hoffnungen, alles Streben der edleren Seelen und höheren Geister, alle innersten Vergnügungen des Herzens Chimären zu nennen. Oberflächlich in der Schule der vornehmen Welt und in ihren Vorurtheilen erzogen, wußte er nichts von den Ideen, welche den menschlichen Geist adeln, und nichts von den ruhmreichen oder schimpflichen Zuständen des Vaterlandes. Alle die berühmten Schriftsteller waren für ihn nichts Anderes als Poeten und er sprach von ihnen, als nähmen sie den untersten socialen Rang ein, indem er auf den Gipfel menschlicher Größe das Geld stellte. Er behauptete, die Bücher seien vorzüglich in ihrer Wirkung einzuschläfern, wenn man sich Abends in's Bett gelegt habe, und von den Zeitungen las er nur das Börsenblatt. Für ihn war das schönste Museum in Mailand die Restauration und Delicatessenhandlung von Rainoldi und einer seiner liebsten Aufenthaltsorte das Café Martini. In Bezug auf Kunst kannte er nur die Tänzerinnen der Scala.

Aeußerte man sich gegen ihn über seine Art zu leben, so antwortete er, er habe in Mailand viele Freunde, welche Alle dächten und lebten wie er — und sich dabei sehr wohl befänden.

Sein Aeußeres paßte ganz zu seiner Moral. Dick, fett und roth, bewegte er sich langsam mit einem unveränderlichen Lächeln auf den Lippen, indem er wie eine beladene Barke mit halbem Winde segelte. —

Nachdem die ersten Höflichkeitsformeln ausgetauscht waren, fiel das Gespräch natürlich auf die Neuigkeiten von Mailand.

Frau Catarina fragte ihn, was man Neues erzählte?

„Man sagt," antwortete er, „daß die Taglioni für die Scala engagirt sei und man spricht von einer kostbaren Scene, welche die Contessa S. — —"

„Und die Politik?"

„Man sagt, daß große Concessionen gemacht werden und daß man in Wien Reformen vornehmen will."

Das Gespräch wurde durch den Herrn des Hauses unterbrochen, der mit Hippolyt eintrat. Während man die ersten Grüße wechselte, langten auch die beiden jungen Männer an, die sich nicht länger vom Hause fern halten konnten, wohin sie sich beide von einer mächtigen Sympathie, die den Widerwillen gegen die Unterhaltnng mit dem Conte überwältigte, gezogen fühlten. Als Alle vereint waren, überlegte man, mit welcher Belustigung man die Zeit vertreiben könnte, um den neuen Gast zu unterhalten. Eine Fahrt im Nachen auf dem See wurde vorgeschlagen und angenommen. Aber die Barke war klein und konnte nur fünf Personen fassen — eine mußte also

zurückbleiben. Als man durch den Garten ging, um an's Ufer zu gelangen, zählte Victoria heimlich die Personen und machte ihren Ueberschlag, um zu sehen, ob sie zurückbleiben oder an der Fahrt Theil nehmen würde.

In der That aber war es nicht das Mitfahren oder das Zurückbleiben, was sie beschäftigte, wohl aber, wen sie zum Gesellschafter haben würde, zu Hause oder in der Barke.

Nachdem das Schifflein vom Ufer losgemacht war, trat Ernst zuerst hinein und half seiner Mutter und Virginien einsteigen. Als er Virginiens Hand berührte, fühlte er ein Zittern in allen seinen Gliedern, als ob es das erste Mal in seinem ganzen Leben wäre, daß er diese Hand anfaßte! . . . . Als vierte Person stieg der Conte ein und bei dem Gewicht seines Körpers drohte der Nachen umzuschlagen.

„Es fehlt noch eine Person," sagte Ernst.

Am Ufer waren noch Victoria, Johannes, Friedrich und Hippolyt zurückgeblieben. Victoria weigerte sich, mit zu fahren, indem sie Kopfweh vorschützte, das die Sonne sicherlich vermehren würde.

Johannes, der seine eigenen Gedanken hatte, wollte absolut Herrn Hippolyt oder seinen Vater, welche beide als die ältesten zu Gunsten der jungen Leute auf dieses Vergnügen verzichteten, zur Theilnahme an der Partie bewegen.

Nun fand ein Austausch von sonderbaren Complimenten statt, welcher ein geheimes Einverständniß zwischen Johannes und Victoria hätte vermuthen lassen, wenn der junge Mann nicht, da er sah, daß er nicht anders konnte, durch Einsteigen in den Nachen der Sache ein Ende gemacht hätte.

Wer jetzt das Mädchen, welches am Ufer mit den beiden Alten zurückblieb, genau betrachtet hätte, würde auf ihrem Gesicht eine gewisse Bewegung wahrgenommen haben, welche ein Zeichen des Aergers und des Zornes sein konnte, wenn sie nicht behauptet hätte, daß es Kopfweh wäre.

Johannes, der am Hintertheil des Schiffes saß, nahm die Ruder; Catarina und Virginia setzten sich, die eine dem Conte, die andere Ernst gegenüber, und die Barke entfernte sich nach und nach vom Ufer und gewann das Weite.

Friedrich und Hippolyt grüßten, an das Gartengeländer gelehnt, die Abfahrenden, indem sie ihre Taschentücher in der Luft schwenkten, und Victoria zog sich, nachdem sie noch einen letzten Blick auf das Schiffchen geworfen hatte, schweigend und mißgestimmt ins Haus zurück.

Der See gab gleich einem Spiegel das Bild der umstehenden Anhöhen mit ihren grünen Wäldchen, ihren

an den Abhängen liegenden Gärten, die alle von Blumen lachten, umgekehrt zurück.

Die Damen hatten ihre Sonnenschirme aufgeschlagen, um sich gegen die Sonne zu schützen, und die Barke hatte in Folge dessen den Anblick einer jener chinesischen Vignetten gewonnen, die man auf Fächer gemalt sieht.

Die Luft war lau, ruhig und wohlriechend. Die Barke furchte die stillen und durchsichtigen Wellen, leicht geschaukelt von dem eintönigen Schlag der Ruder.

Einige weiße und leichte Wölkchen durchzogen einsam das blaue Firmament — wie eine liebliche Phantasie im heitern Gemüth des Dichters.

Die Luft, das Wasser, das Land, das Licht und die Harmonie der Natur erzeugten in der bewegten Seele Wonne, Liebe und Poesie. Ernst hatte die Augen fest auf die dunkeln Pupillen Virginiens gerichtet. Die zwei jungen Leute tranken in langen Zügen aus dem berauschenden Kelch der Leidenschaft. — Sie vergaßen die Vergangenheit, dachten nicht an die Zukunft und lebten vertieft und versenkt in das hohe Glück des gegenwärtigen Augenblicks.

Es schien, als ob alle Gegenstände nichts als Liebesworte aussprächen: die Sonne, welche am Himmel glänzte, die Wellen, welche um die Barke murmelten, die Schwalben, welche über das krystallene Wasser schwebten, und die grünen Pflanzen der lachenden Küsten.

Ernst und Virginia, die von diesem Zauber hin-

gerissen waren, schlossen einander ihre verliebten Herzen mit der Beredsamkeit des Schweigens und mit einigen Seufzern auf, die das Herz vom Herzen verstand und ihm erwiederte.

Wenn sie sich in jenem feierlichen Augenblicke auch allein befunden hätten, sie würden jenes Schweigen, welches ausdrückt, was keine menschliche Zunge zu sagen versteht und was die Verliebten nur begreifen, nicht gebrochen haben. —

Frau Catarina, die vertieft in die Betrachtung der malerischen Landschaft war, hatte nicht Acht auf die Beiden, die sie übrigens wie Geschwister anzusehen gewohnt war.

Conte Aurelio ließ endlich seine Stimme hören, um den Geschmack der Agonen, berühmte Fische des Sees, zu loben; da er aber sah, daß Niemand seiner Entzückung antwortete, schwieg er von Neuem und dachte, daß er gern schlafen möchte, wenn das keine Unhöflichkeit wäre. Als er dann die Blicke nach der schönen Virginia wandte und ihr angenehmes, süßes und liebevolles bleiches Gesicht sah, errieth er — und dies war nicht schwer — das Gefühl, welches das Kind für Ernst nährte.

Er richtete seinen Blick dann auf den Jüngling und las auf dessen Gesicht einen leidenschaftlichen Ausdruck.

Er schwieg und stellte nach seiner Weise Betrachtungen über die Liebe an.

Sein Gehirn dachte an den Einfluß, den die Bewegung der Barke auf die Neigung der zwei jungen Liebenden ausüben müßte und folgerte bei sich selbst, „daß manchmal das Wasser Feuer anzünden könne."

Viertes Capitel.

Ein vorwitziges Kind.

Aber wo war Victoria hingegangen? . . .

Das arme Mädchen hatte sich in ihr Kämmerchen zurückgezogen, und ins Fenster gelegt, sah sie mit traurigem Blick die Barke sich immer mehr von der Küste entfernen und ruhig auf den Wellen hinfahren.

Ganz versenkt in ihre trüben Gedanken, seufzte sie von Zeit zu Zeit tief auf und blieb unbeweglich, um jenes fliehende Schiffchen zu betrachten, so lange bis daß sie es nach und nach hinter einer Landspitze, die sich in den See erstreckte, verschwinden sah.

Dann begann sie aus einem Zimmer in das andere hin und her zu streifen, ohne Lust, sich mit etwas Nützlichem zu beschäftigen, indem sie sich bald maschinenmäßig auf einen Stuhl niederließ, bald stehen blieb, um eine Statuette oder ein Gemälde zu betrachten.

Endlich langte sie vor Johannes Zimmer an, sah sich um, ob Niemand sie gewahren würde und trat, da sie sich allein wußte, ein. Diese Stube konnte für nichts

weniger als ein Muster der Accurateſſe und Ordnung gelten. Beim Anblick der verſchiedenen Gegenſtände, welche Johannes hingelegt oder richtiger, rund herum geworfen hatte, konnte man ſich eher in die Wohnung eines Trödlers, als in die eines jungen Doctors verſetzt glauben.

Einige Kleider lagen verworren auf dem Bett und zu deſſen Füßen waren Stiefel, Schuhe und Pantoffeln durcheinander geworfen. Alle Stühle waren belegt, hier mit einem Buche, dort mit einer Mütze, da mit einer Pfeife, und auf dem Schranke ſah man Halsbinden zwiſchen Cigarren, Bürſten, Kämmen und Handſchuhen. Auf dem Tiſche waren einige Bücher in Unordnung hin gelegt, zwiſchen ihnen ſtand ein Dintenfaß — ohne Dinte — und ein grünes Päckchen, das, an der Seite aufgebrochen, ſeine blonden Eingeweide von Tabak auf den Tiſch fallen ließ. Ungeachtet einer ſolchen Unordnung fühlte Victoria, nachdem ſie in dieſe Stube eingetreten war, die Verſtimmung über ihre Einſamkeit ſchwinden, und ſie ſetzte ſich, nachdem ſie einen Stuhl abgeräumt hatte, an den Tiſch.

Sie fing an, alle Bücher durchzuſehen. Das erſte, welches ihr in die Hand fiel, war ein Almanach; ſie legte es wieder hin und nahm ein anderes. Es waren die Pandekten; da ſie nicht wußte, was „Pandekten" heißt, öffnete ſie es aufs Geradewohl und nachdem ſie einige

Zeilen durchflogen hatte, stellte sie es wieder an seinen Platz. Dasselbe wiederholte sie mit vielen anderen Büchern, welche sie zerstreut öffnete und sofort wieder zumachte. So erlitten ein Rimario des Ruscelli, die Gedichte des Porta, ein französischer Roman, ein italienisch-lateinisches Wörterbuch und einige andere Bände nach einander die Geringschätzung ihrer Gleichgültigkeit. Zuletzt blieb der Blick länger auf einem Titelblatt haften; der Titel schien sie verführt zu haben. Sie durchblickte langsam alle Seiten einer langen Vorrede — eine nach der andern — und an der ersten Seite des Werkes angelangt, begann sie dessen Lectüre.

Bei den ersten Zeilen schien sich ihr voller Beifall durch ein leichtes Zusammenziehen der Lippen kund zu thun, welche sich sodann zum liebenswürdigsten schelmischen Lächeln verzogen. Einige Augenblicke darauf schien eine Bewegung der Augenbrauen mit einem gleichzeitigen Biß auf die Unterlippe irgend etwas Reizendes anzuzeigen. Sie setzte sich bequemer auf den Stuhl, strich ihr Kleid zurecht, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände, und wie Jemand, der ein großes Interesse an der Lectüre findet, fuhr sie zu lesen fort, indem sie die Unterlippe stets mit den Zähnen gefangen hielt.

Einige nachdrückliche Bewegungen des Gesichtes zeigten ihre Ueberraschung oder ihr Vergnügen an; und von Zeit zu Zeit hielt sie im Lesen inne, um über alles,

was sie gelesen hatte, nachzudenken, und dann belebte sich ihr Gesicht und ihre Wangen nahmen die Tinten einer köstlichen Rosafarbe an.

Ihre kleinen Augen glänzten und leuchteten, sie schien von einer gewissen Unruhe befangen zu sein, wie wenn ein bösartiger Liebestrank in ihr Blut eingedrungen wäre. Sie hörte Schritte von ferne herankommen, erhob sich in Eile und verbarg das Buch zwischen den andern; aber als gleich darauf sich jenes Geräusch wieder entfernte, nahm sie das Buch wieder und fuhr im Lesen fort.

Sie las noch lange Zeit, und endlich, nachdem sie das Buch hingelegt und sich vorgenommen hatte, ein anderes Mal weiter zu lesen, ging sie langsam in der Stube hin und her, ganz mit sich selbst beschäftigt und gedankenvoll. Dann, wie bedrückt von der Menge der Gedanken, setzte sie sich auf den alten Platz, und nachdem sie den Schlüssel, den Johannes hatte stecken lassen, gedankenlos umgedreht, zog sie die Schublade des Tisches auf und blickte hinein.

Die Schublade enthielt zwischen anderen Papieren einige Briefe und ein geschriebenes Buch, das sie öffnete und in welchem sie die Handschrift Johannes' erkannte.

Es waren kleine Notizen, von dem jungen Studenten in Zwischenräumen geschrieben, vielleicht zur Erinnerung

an manche Lebenstage oder um Geist und Herz zu erleichtern.

Das unbescheidene Mädchen machte sich kein Gewissen daraus, jene Gedanken eines jungen Mannes zu lesen, theils ihre Neugierde, theils ihr Herz trieben sie zu jener unvorsichtigen Lectüre. Als sie sah, daß der Band zu dick war, um ihn ganz durchlesen zu können, so öffnete sie ihn auf's Gradewohl und begann dann folgende Aufzeichnungen durchzulesen.

Padua, 18. August. Die erste Epoche meines Lebens ist beendigt. Die sorgloseste ist vielleicht die schönste.

Ich fühle ein Gemisch von Vergnügen und Schmerz. Vergnügen, weil ich endlich von den langweiligen Schulstunden und den schrecklichen halbjährigen Prüfungen befreit bin; Schmerz, weil ich für immer viele liebgewordene Gewohnheiten und viele angenehme Bekanntschaften verlassen muß.

Morgen werde ich dem Vaterland Antenor's und Antonio Petrocchi's das letzte Lebewohl sagen.

Adieu Padua, Stadt der Wissenschaften . . . . . und der Narrheiten. Der Narrheiten, die manchmal weiser als die Wissenschaften; der Wissenschaften, die wunderlicher als die Narrheiten waren. Glücklich der, welcher einigen Nutzen von der Wissenschaft zu ziehen weiß, doch unglücklich, tausendmal unglücklich, der nie dumme Streiche gemacht hat. . .

Adieu, Zambeccari und Zangroni, Buchhändler und Schenkwirth, erleuchtete und berühmte Männer, Dank euch, haben wir tüchtig den Geist genährt . . . und seine sterbliche Hülle. Ein Lebewohl euerer Bibliothek und euerer Küche. Beide wißt ihr, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. . . .

Adieu, genußreiche Stunden des süßen Faullenzens, adieu ihr langen Unterhaltungen mit den Freunden unter den Zeltdächern der Kaffees.

Adieu, einsame Spaziergänge im Giardino de Piazza, adieu, schöne Madonnen, die wir bei der Abendmesse in der Kirche del Santo anbeteten, adieu Freuden und Leiden dieses unabhängigen und ruhigen Lebens, in dem man mit einem Thaler in der Tasche reich ist und mit leeren Taschen noch glücklich. . . .

Victoria, welche sah, daß sich die Adieu's noch seitenweise verlängerten, und Anderes zu lesen wünschte, schlug einige Blätter um und fuhr fort verschiedene, von Johannes ohne Zweifel während seiner letzten Reise im Venezianischen niedergeschriebenen Eindrücke zu lesen.

„Wir sind früh am Tage in Arqua angekommen. Die Idee, das Grabmal Petrarca's zu besuchen, hatte den Geist Ernst's aufgeregt. Er sprach nur von den süßen Versen des Sängers, der, wie er mir versichert, seine Lust an den einsamen Spaziergängen in Tremezzina gehabt hätte; — er sprach nur von der Achtung, die ein

Alfieri, Cesarotti, Foscolo, Byron, Chateaubriand und viele andere berühmte Männer der Asche des Sängers der Laura bewiesen hätten.

„Ich schätze Deine Bewunderung, antwortete ich ihm, aber ich will keine Beschreibung davon in meinen Memoiren. Es mangelt an solchen von der Grabstätte zu Arqua mit den bezüglichen Eindrücken, Entzückungen und Deklamationen nicht. Man muß den Italienern Gerechtigkeit widerfahren lassen wegen ihrer Verehrung der großen Männer .... wenn dieselben todt sind. Ich bin keiner von den vielen, die aus Leidenschaft für die Todten die einschläfernde Prosa des ehrwürdigen Vaters Cavalca, des Giovanni Fiorentino, des Firenzuola, des Sacchetti und aller der Schriftsteller aus dem 14. Jahrhundert in den Himmel erheben. Das Gold der Sprache macht auf mich denselben Eindruck wie das Gold als Metall, welches ich, wenn es mir kein Vergnügen verschafft, für unnütz und überflüssig halte; die Sprache jener Schriftsteller aus dem 14. Jahrhundert macht mich nun einmal schrecklich gähnen, und daher liebe ich mehr die weniger rein, aber lehrreich und angenehm schreibenden Schriftsteller. Das sind vielleicht literarische Lästerungen, aber wegen dieser Lästerungen ist noch keiner in die Hölle gekommen. Ich schließe nur so, daß, machte ein armer lebender Dichter gewisse Petrarcasche Sonette, er nicht ein-

mal einen Verleger finden würde, der sie ihm ohne Honorar druckte.

„Da hat Jemand einen Zwiespalt zwischen Dir und Petrarca erzeugt, fügte Ernst hinzu; diese Deine Kälte gegen den Canonicus von Avignon kann nicht ohne besonderen Grund sein. Du bist nicht vorurtheilsfrei, sprichst schlecht von ihm und vielleicht hast Du den Sänger nicht aufmerksam gelesen."

„Ganz das Gegentheil, antwortete ich ihm — und wenn der Vergleich nicht zu prosaisch wäre, könnte ich Dir sagen, daß es mir mit Petrarca gerade so gegangen ist, wie mit unserm Törtchen! ...

Seitdem ich mir durch dieselben den Magen verdorben habe, kann ich keine mehr hinunter bringen. — Denke Dir, mein Professor der Rhetorik wurde dadurch närrisch ..."

„Durch die Törtchen?"

„Nein! durch Petrarca! und obgleich Don Jacopo ein rechtschaffner und verehrungswürdiger Mann war, so hatte er doch eine unbegrenzte, zügellose Leidenschaft nicht für Petrarca allein, sondern auch für alle Nachahmer desselben.

Seine gelehrten philosophischen Comentare in vier Bänden machten mir alle diese Poeten unerträglich, welche hundert Sonette auf die Hand einer Frau dichteten oder einhundert Canzonen und Madrigale oder ähnlicher

schäferartiger Schelmereien auf die goldenen Haare, den Busen von Elfenbein, das Auge von Ebenholz, die Zähne von Perlmutter, auf die Korallenlippen ihrer Mosaikdamen!

Denke Dir, der brave Mann hat an 20 Bände, die alle über Petrarca handeln, geschrieben und in welchen er den mittelalterlichen Dichter bis auf die Punkte und Kommata analysirt, indem er ihn Dinge sagen läßt, die sich der Kanonikus in seinem Leben nicht hat träumen lassen. Dessenungeachtet ließ ihn diese seine Leidenschaft die Thüren des Ruhmestempels öffnen und alle die ehrgeizigen Wünsche des Don Jacopo wurden vollständig befriedigt. Er bekam sein Piedestal! — starb 90 Jahre alt im Geruch eines Kaiserlichen Poeten und als Ehrenmitglied einer Akademie, die ich zu nennen erröthe."

Victoria langweilte sich über diesen ihr unverständlichen Dialog, sie blätterte weiter, in der Hoffnung, etwas Interessanteres zu finden und las:

„Als wir in Torreglia angekommen waren, wo der berühmte Abate Barbiere wohnt, sagte Ernst:

„Obgleich ich leidenschaftlich für den Kanonikus Petrarca schwärme, so wollte ich doch lieber die Verse des Abate Barbiere gemacht haben."

„Und warum?" fragte ich ihn.

„Weil der Abate noch lebt," antwortete Ernst, „und der Kanonikus todt, ogbleich unsterblich ist!"

Diese Reden trieben die Ungeduld des armen Mädchens auf die Spitze, sie hoffte etwas Zartes, Sentimentales, Leidenschaftliches zu finden und fand nur Kleinigkeiten und Plaudereien.

Sie gedachte nun die letzten Seiten aufzuschlagen, vielleicht daß sie da eine frischere und für sie interessantere Stelle entdeckte. Und sie täuschte sich nicht, denn beim Umblättern des Buches bis zum Ende fiel ihr Blick auf den eigenen Namen; jetzt fing ihr das Herz an schnell zu schlagen, sie wurde über und über roth, die Augen umschleierten sich und ein kalter Schweiß feuchtete ihre zitternden Hände.

Sie hielt mit dem Lesen inne, um erst ein wenig gefaßt zu sein und inzwischen zogen ihr die Gedanken, einer vom andern gedrängt, massenweis durch das Gehirn, gleich jenen zertheilten Wolken, die man von einem starken Nordwind getrieben im Frühjahr am Himmel reißend schnell hinziehen sieht. Endlich faßte sie Muth und begann folgenge Zeilen zu lesen:

„Ich habe Victoria wiedergesehen, diese liebe Gefährtin meiner Jugendspiele, aber wie habe ich sie verändert, größer und schöner gefunden! — Sie ist ein hübsches und verführerisches Mädchen geworden.

„Jedes Jahr, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, lief sie mir entgegen, um mich wie eine Schwester

zu begrüßen; dieses Jahr wagte sie nichts zu sagen, sie war verwirrt und still.

„Am Tage nach meiner Ankunft blickten mich ihre Augen auf sonderbare Weise an, und als ich ihr die Hand beim Herabsteigen vom Hügel gab, bemerkte ich, daß die ihrige in der meinigen zitterte. — Ich fühle mich ganz dazu angethan, sie zu lieben, und ich glaube sicher, daß ihre Zuneigung mich die Angiolina, die Cäcilia und die Giulietta wird vergessen lassen."

Der Leser kann sich den Gesichtsausdruck Victorias denken. Das Buch fiel ihr aus den Händen und sie blieb förmlich erstarrt und unbeweglich, wie vom Blitz getroffen.

Armes Kind! bis jetzt war deine unschuldige Jugend sanft und ruhig dahingeflossen; die schönsten Illusionen lächelten deiner Seele, die noch nichts von den heimlichen Geheimnissen des Lebens wußte. Eines Tages öffnete sich ihr Herz, wie eine Blume der Liebe; und den Tag drauf kam die erste Enttäuschung, um ihr zu zeigen, daß die Wirklichkeit ganz und gar nicht den goldenen Bildern der Phantasie und der von ihrem Geiste geträumten Existenz gleiche. — Ein süßes Gefühl von Liebe, das ihr bis jetzt noch unbekannt war, that sich in ihrem klopfenden Herzen kund, und ein Schmerz folgte ihm sogleich nach, um sie für jenen wollüstigen und flatterhaften Rausch mit Thränen büßen zu lassen.

Adieu, rief es dem fröhlichen Lachen der munteren Jungfrau; der erste Hauch der Liebe hatte jene Fröhlichkeit gemäßigt, der erste Stoß des Schmerzes sie ausgelöscht! Nachdem sie sich vom ersten und stärksten Eindruck einigermaßen erholt hatte, fing sie an, sich selbst zu fragen, wer ihre Rivalinnen wären und sich erinnernd, die Lektüre der Adieus unterbrochen zu haben, blätterte sie zurück, um nachzusehen, ob zwischen jenen harmlosen Thorheiten auch irgend ein Zeichen von den drei unglückseligen Geschöpfen wäre — und die Blätter mit krampfhafter Hand umwendend, dachte sie, wie wohl, noch so jung, Johannes drei Frauen geliebt und sie doch auch vergessen hätte, was daraus hervorginge, daß er sein Herz neuerdings einer andern Neigung öffnete.

Indem sie mit begierigem Blick jene Notizen, die sie zuerst gelesen hatte, durchspähte, entdeckte sie folgende Zeilen:

„Adieu Angiolina, welche ich im ersten Jahre meiner Studien zu Padua liebte, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Adelina ich in Mailand mit so großer Inbrunst verehrte."

Victoria fuhr sich mit den Händen in die Haare und dann blieb sie unschlüssig zwischen Verzweiflung und Lachen, denn sie begann zu glauben, diese Aufzählung von Frauen, die vor einem kaum 23 Jahre alten Manne Revue passirten, wäre ein Scherz.

„Und wenn es wahr wäre," wiederholte sie sich selbst, „Gott! wie lieben die Männer!" und mit Zorn im Innern und Thränen in den Augen las sie weiter:

„Du hast mir glückliche Augenblicke bereitet, die ich verlängert haben würde, wenn Dein Verstand Deiner Gestalt gleichgekommen wäre und wenn Deine Bildung nicht gleich Null gewesen wäre.

„Arme Angiolina! Du warst braun wie eine Griechin und langweilig wie deren Sprache. Ich würde gerne eine Stunde des Tages an Deiner Seite verlebt haben; Du verlangtest, daß ich bei Dir den ganzen Tag verweilte — und noch länger! Unvorsichtige! Du vergaßest jenes weise Sprichwort, welches sagt: Wer sich nicht begnügt mit dem, was er hat, verliert auch das Wenige, was er hat. —

„Adieu, liebliche und lebhafte Giulietta, die Du mit mir meine Mühen theiltest, meine Studien und meine Freuden . . . meine Cigarren. Du warst ein weiblicher Student, sprachst über Medizin und Recht mit derselben Leichtigkeit, als wenn Du Dich hinsetztest, um eine Haube oder ein Hütchen zu machen. Du kanntest besser als ich den Schulstundenplan und zeigtest mir genauer als der Kalender die Ferientage an. Mit welcher Zuneigung ließest Du Dir es angelegen sein, mich in den Stunden der Langenweile zu erheitern . . . und mir meine Knöpfe anzunähen!

Adieu, rief es dem fröhlichen Lachen der munteren Jungfrau; der erste Hauch der Liebe hatte jene Fröhlichkeit gemäßigt, der erste Stoß des Schmerzes sie ausgelöscht! Nachdem sie sich vom ersten und stärksten Eindruck einigermaßen erholt hatte, fing sie an, sich selbst zu fragen, wer ihre Rivalinnen wären und sich erinnernd, die Lektüre der Adieus unterbrochen zu haben, blätterte sie zurück, um nachzusehen, ob zwischen jenen harmlosen Thorheiten auch irgend ein Zeichen von den drei unglückseligen Geschöpfen wäre — und die Blätter mit krampfhafter Hand umwendend, dachte sie, wie wohl, noch so jung, Johannes drei Frauen geliebt und sie doch auch vergessen hätte, was daraus hervorginge, daß er sein Herz neuerdings einer andern Neigung öffnete.

Indem sie mit begierigem Blick jene Notizen, die sie zuerst gelesen hatte, durchspähte, entdeckte sie folgende Zeilen:

„Adieu Angiolina, welche ich im ersten Jahre meiner Studien zu Padua liebte, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Adelina ich in Mailand mit so großer Inbrunst verehrte."

Victoria fuhr sich mit den Händen in die Haare und dann blieb sie unschlüssig zwischen Verzweiflung und Lachen, denn sie begann zu glauben, diese Aufzählung von Frauen, die vor einem kaum 23 Jahre alten Manne Revue passirten, wäre ein Scherz.

„Und wenn es wahr wäre," wiederholte sie sich selbst, „Gott! wie lieben die Männer!" und mit Zorn im Innern und Thränen in den Augen las sie weiter:

„Du hast mir glückliche Augenblicke bereitet, die ich verlängert haben würde, wenn Dein Verstand Deiner Gestalt gleichgekommen wäre und wenn Deine Bildung nicht gleich Null gewesen wäre.

„Arme Angiolina! Du warst braun wie eine Griechin und langweilig wie deren Sprache. Ich würde gerne eine Stunde des Tages an Deiner Seite verlebt haben; Du verlangtest, daß ich bei Dir den ganzen Tag verweilte — und noch länger! Unvorsichtige! Du vergaßest jenes weise Sprichwort, welches sagt: Wer sich nicht begnügt mit dem, was er hat, verliert auch das Wenige, was er hat. —

„Adieu, liebliche und lebhafte Giulietta, die Du mit mir meine Mühen theiltest, meine Studien und meine Freuden . . . meine Cigarren. Du warst ein weiblicher Student, sprachst über Medizin und Recht mit derselben Leichtigkeit, als wenn Du Dich hinsetztest, um eine Haube oder ein Hütchen zu machen. Du kanntest besser als ich den Schulstundenplan und zeigtest mir genauer als der Kalender die Ferientage an. Mit welcher Zuneigung ließest Du Dir es angelegen sein, mich in den Stunden der Langenweile zu erheitern ... und mir meine Knöpfe anzunähen!

„Ein Adieu Dir reine, sentimentale, rührende und liebliche Cäcilia, die ich ewig lieben sollte! ... Adieu! vielleicht für immer, braune und schöne Venezianerin. Der schöne Accent Deines zauberischen Landes tönt noch in meinem Herzen wieder, wie das ferne Echo eines Gesanges. Ich werde nie unsere abendlichen Spaziergänge durch die dunklen Straßen Venetiens vergessen und die Gondelfahrten bei Sonnenuntergang, wenn es schien, als ob die schöne Stadt unter das Meer verschwände, mit sich nehmend ihre Schätze, und wenn man von Weitem ihr majestätisches Diadem von Kuppeln, Thürmchen und Thürmen sich in einen, von den letzten Strahlen der Sonne vergoldeten Nebel tauchen sah.

„Und dann hüllte sich die schöne Königin des Meeres vollständig in den dunklen Mantel der Nacht, gleichwie in ihr königliches Trauergewand. Nun sah man von Weitem nichts als Tausende von Lichtern, glänzender als die Sterne und über der schlafenden Königin leuchtend, wie die Begräbnißfackeln auf den Bahren.

„Und nie werde ich jene ruhigen Sommernächte vergessen, wenn ein frisches Lüftchen uns zu einer Fahrt auf der stillen Lagune einlud und unsere Gondel uns durch den Canale Grande an jenen marmornen Palästen vorbeiführte.

„O, ich entsinne mich noch unserer süßen Gespräche, und der mit spitzem Mündchen gelispelten Liebesworte

und der sanften Seufzer, vermischt mit der nächtlichen Luft! und des glänzenden Mondes, der auf den Wellen zitterte, und des Wassers, welches von den Rudern träufte, wie silberne Fransen!

„Und ich erinnere mich noch unserer einsamen Wanderungen auf dem unsicheren Sand der Küste, wenn das majestätische Meer uns begeistert und stumm machte mit seinem schrecklichen Gebrüll und uns das Gesicht mit seinem weißen Schaum bespritzte!

„Adieu, leidenschaftliche und prächtige Frau, geboren, um das Leben an der Seite eines Dichters zu genießen und verurtheilt, in der Prosa einer unwissenden und gewöhnlichen Umgebung zu leben! Adieu endlich, liebe und süße Erinnerungen der Jugend, schöne Jahre der warmen Liebe und der leichten Freuden des freien und offenen Lachens, schönes und heiteres Alter, welches die strengen Menschen verdammen . . . und beneiden!“

Victoria war im höchsten Grade erschüttert; ihr Geist phantasirte, ermattet und niedergeschlagen von so vielen und heftigen Gefühlen, von denen sie gewaltsam erfaßt worden.

Das Mädchen fand in dem Betroffensein selbst die Bestrafung für ihre Neugier. Sie fühlte schon in sich selbst den Vorwurf, jenem unrechten Verlangen nachgegeben zu haben und in die Geheimnisse eines Jünglings eingedrungen zu sein. Sie hatte einen verhängnißvollen

Vorhang gehoben und das Leben unter einer neuen und schrecklichen Gestalt gesehen; sie empfand, wie Eva nach der Erbsünde, Schaam vor sich selbst, indem sie ihre Unschuld und Reinheit schwinden und sich einer kostbaren und göttlichen Schönheit, der Schönheit einer keuschen und unbefleckten Seele, beraubt sah.

Verwirrt, mißgestimmt und betrübt fühlte sie den Busen von Seufzern beklemmt und brach nach einigem Schluchzen in ein gewaltiges Weinen aus.

In demselben Augenblick trat Johannes, der von der Wasserfahrt zurück gekehrt war, in das Zimmer und sah mit Ueberraschung die strömenden Thränen und den Schmerz Victoria's. Er sprang rasch zu ihr hin, und indem er ringsum suchte, ob er die Ursache eines so großen Schmerzes entdecken könnte, sah er auf dem Tiich die beiden Bände noch offen, welche das unbedachte Mädchen gelesen hatte. Der eine Band war das Manuscript seiner Memoiren, und der andere? Der andere war ein Band von Casti's Novellen.

Johannes begriff alles und zweifelte nicht, daß er sie beruhigen werde. Das Sprüchwort sagt, daß ein Teufel den andern vertreibe, und der junge Mann dachte vielleicht mit den Novellen von Casti würde er sie über die andere Lectüre trösten können. Mit dieser schönen Idee im Kopfe that Johannes zwei Schritte vorwärts, schloß die Thür des Zimmers von innen, und hier endigt das Capitel.

Fünftes Capitel.

Ein Abend und ein Morgen.

Auf jenen für die unvorsichtige Victoria stürmischen und verhängnißvollen, dagegen für Virginien sanften und wonnevollen Tag war ein stiller Abend gefolgt, und eine Nacht, die von Sternen glänzte.

Alle unsere Bekannte saßen im Parterresaal und spielten Karten. Die Lampe, welche mitten auf dem Tische stand, beschien Aller Gesichter, welche durch den sonderbaren Contrast ihres Ausdrucks ein merkwürdiges und pikantes Bild darboten.

Die beiden guten Familienväter gaben ruhig auf das Spiel Acht, und von Zeit zu Zeit wandten sie sich mit einem Lächeln väterlichen Wohlgefallens zu ihren Söhnen. Frau Catarina, welche die Honneurs machte, sprach mit diesem und jenem und scherzte mit Anstand über das günstige und widrige Geschick.

Der Conte Aurelio bot den strotzenden Anblick eines Menschen dar, der tüchtig gegessen und während des Essens recht oft auf den Grund des Bechers geguckt hatte.

Johannes hatte eine Siegermiene, wie Napoleon nach der Schlacht bei Marengo. Ernst, der schweigend und in Gedanken vertieft war, warf manchen liebevollen Blick auf Virginia und sah ihr tief in die Augen.

Die freundliche und reine Zuneigung, welche im Herzen des sittsamen Mädchens keimte, hatte ihre melancholischen Augen mit einem neuen Strahl von Schönheit umgeben und ihrem traurigen Lächeln einen neuen Zauber verliehen.

Victoria war bleich und stumm. Auf ihrem abgespannten Gesicht hatte die Traurigkeit die Stelle der gewohnten Heiterkeit eingenommen.

Sie wagte die Augen aus Scham nicht aufzuheben, wie wenn es ihr schiene, als trüge sie die Spur ihrer Gedanken auf der Stirn. Eine unangenehme Verbitterung nagte ihr am Herzen und trübte ihren Geist.

Nachdem das Spiel beendigt war, beurlaubte sich Virginia bei den Fremden mit einem anmuthigen und bescheidenen Gruß, empfing einen liebevollen väterlichen Kuß auf die Stirn und zog sich dann in ihr Zimmer zurück.

Das kleine Zimmer Virginiens lag im zweiten Stock des Hauses und hatte zwei Fenster mit der Aussicht auf den Garten, nach der Seeseite hin. Die Möbel waren modern und elegant. Die in schöner Ordnung aufgestellten Stühle waren mit einem himmelblauen Seidenstoff bedeckt. Die Vorhänge, welche anmuthige Kränze um die

Fenster bildeten, und das Himmelbett waren von demselben Stoff, geschmückt mit reichen Fransen, Borden und Quasten.

Eine elegante, gleichfalls himmelblaue Seidendecke, die mit einem durchsichtigen, rund herum gestickten Schleier, dessen aufgeschlagene Enden von schönen Sammetbändern gehalten wurden, belegt war, bedeckte das Bett.

Auf dem Kamine von weißem Marmor hatten zwei böhmische Vasen, mit den schönsten Blumen des Gartens gefüllt, Platz gefunden. Auf dem Schrank sah man einige Kunst- und Luxus-Gegenstände von Porzellan und Bronze, Geschenke und liebe Erinnerungen an Eltern und Freunde, mit gutem Geschmack geordnet.

Auf dem runden Tisch, der in der Mitte stand und mit einem Teppich bedeckt war, standen in schöner Ordnung ihre Bücher, Karten und Arbeitsgegenstände, einige Prachtausgaben von Taschenbüchern, die von Ernst gezeichneten Ansichten und ein herrliches Album mit reich in Gold und Farben geschmückten Blättern. Ein schönes Oelgemälde von einem alten Maler, das die Jungfrau der sieben Schmerzen darstellte, war beim Bett in einem Goldrahmen aufgehängt. Die Traurigkeit des leidenden und doch göttlichen Gesichtes dieser heiligen Jungfrau hauchte Virginien eine innige Frömmigkeit und vertrauensvollen Glauben ein.

Dieses einfache und elegante Zimmer, Zeuge der ver-

borgenen Geheimnisse einer keuschen Jungfrau, mit seinem verschleierten und durch Vorhänge halb verhüllten Bett, war ringsherum von jenem Duft und Aether der Jungfräulichkeit, Scham und Unschuld erfüllt, welche Verehrung und Achtung einflößen.

Nachdem Virginia in ihr Gemach getreten war und die Thür geschlossen hatte, legte sie sich leicht aufgestützt in das noch offene Fenster, begann die Sterne zu betrachten, die an jenem Abend heiter am Himmel glänzten, athmete ein frisches Lüftchen ein und lauschte dem dumpfen Geräusche der Nacht.

Die Berge zeichneten sich mit den unregelmäßigen Einschnitten ihrer höchsten Felsen genau am dunkelblauen Himmel ab; die Bäume, umgeben von dem dichten Schatten der Nacht, boten dem Blick nur ungestaltete und düstere Massen dar.

Von den dunkeln Wellen des Sees kam ein dumpfes Geräusch, welches sich mit dem Quaken der Frösche und dem eintönigen Gesang der Cicaden und Heimchen mischte. Von Zeit zu Zeit hörte man einen schrillen Schrei durch die Luft und ein unangenehmes Gekreisch der nächtlichen Vögel.

Die allgemeine, Ehrfurcht einflößende Stille, welche auf die tausend Stimmen des Abends folgte, machte auf Virginia, die sich mit einem furchtsamen Schauer vom Fenster erhob und es schloß, einen tiefen Eindruck.

Sie begann nun sich mit jenem bescheidenen Anstand, welcher einer sittsamen Jungfrau, wenn sie auch allein ist, so wohl steht, zu entkleiden. Nachdem sie ihre Kleider an einen Haken an der Wand aufgehängt und ihre Leibwäsche auf einen Stuhl geordnet hingelegt hatte, zog sie ein mit Spitzen besetztes Jäckchen an.

Hierauf kniete sie auf das Bett und mit gefalteten Händen und andächtigen Augen begann sie vor dem Bild der Madonna ihr kurzes, aber inniges Gebet.

Sie flehte zuerst um Fürbitte für die Seele ihrer armen Mutter, dann für die Erhaltung der Gesundheit des geliebten Vaters, des Bruders und aller ihrer Theuren; und flehte endlich die heilige Jungfrau an, bei Gott für sie die Gnade zu erwirken, stets eine weise und sittsame Jungfrau zu sein und sie immer auf dem rechten Pfade der Tugend und des Glaubens zu leiten.

Hierauf küßte sie die Madonna, legte sich nieder, und die Arme über den Busen gekreuzt, schlief sie ruhig einen sanften Schlaf, in dem sie von süßen Träumen und unschuldigen Visionen umgaukelt wurde.

In ebenderselben Stunde befeuchtete Victoria ihr Kopfkissen mit Thränen. Nachdem sie sich in Eile ausgezogen hatte, war sie, ohne das gewöhnliche Abendgebet zu sprechen, schnell zu Bett gegangen, um besser an die trüben Augenblicke des vergangenen Tages zu denken.

Dieser Tag hatte eine Scheidewand zwischen ihre

Vergangenheit und ihre Zukunft gesetzt und es schien ihr, als wäre sie schon ein Jahrhundert von der Zeit ihrer schönen Unschuld entfernt.

Die Scham, die Gewissensbisse über ihren Fall, die Furcht, verrathen zu werden, die verlorenen Illusionen, die wirren Gedanken, welche sie in eine unverbesserliche Schuld gestürzt hatten, alle diese verwischten Eindrücke und die Bilder, welche ihren Geist so gewaltig bei der Lektüre eingenommen hatten, gingen an ihren aufgeregten und umnebelten Sinnen vorüber und machten ihr die Wärme des Bettes unerträglich und die Ruhe unmöglich.

Armes Mädchen! wie war für sie jene Nacht lang, traurig und schmerzlich, und wie verschieden von jener Zeit, in welcher auf einen fröhlichen und lachenden Tag eine stille und ruhige Nacht folgte!

Und Johannes, der die Ursache ihrer Schuld und ihrer Leiden war, Johannes schlief auf den errungenen Lorbeeren den tiefen Schlaf eines Doctors, welcher in den Jahren des Studiums die angenehme Kunst gelernt hat, Mädchen zu verführen, ohne sich um die traurigen Folgen eines Falles Sorge zu machen.

Ernst wendete sich in seinem Bett hin und her, ohne die Augen schließen zu können; er durchlebte im Geiste noch einmal alle die wonnevollen Augenblicke jenes Tages und wunderte sich bei sich selbst, daß er zu Virginia nicht von seiner Liebe hatte sprechen können und es nicht ver-

standen hatte, nur eins der vielen Gefühle, die sein Herz einnahmen, auszudrücken, und er träumte, ohne zu schlafen, die schönsten und außerordentlichsten Geschichten der Welt, indem er Entwürfe und Projecte machte und sie wieder verwarf, als ob die Zukunft, die Glückseligkeit und die Bestimmung den Menschen gehörten, und man nach Gefallen darüber verfügen könnte.

Und so verbrachte er eine bewegte und fieberhafte Nacht, bis daß er durch das Fenster den Himmel beim ersten Schimmer der Dämmerung sich röthen sah. Da erhob er sich, kleidete sich in Eile an und stieg in den Garten hinab, um die frische und wohlthuende Morgenluft einzuathmen.

Es war ein Oktober-Sonntag. Die Landschaft, welche anfing, sich gelb zu färben, die Bäume, welche die Blätter verloren, die Blumen, welche das Haupt auf den welken Stengeln senkten, alle diese Bestattungs-Vorbereitungen der Natur, die sich zum Sterben anschickte, machten den Geist für Melancholie und Traurigkeit empfänglich.

Der Thau der Nacht glänzte noch zitternd auf den Kräutern und Blättern, die Luft war frisch und voll von den Gerüchen der befeuchteten Erde und der Pflanzen. Ernst setzte sich auf eine Steinbank im Grunde eines Gebüsches, welches sich am Fuße eines bewachsenen Abhanges hervorhob.

Durch die dürren Zweige der Bäume sah man den

Himmel rosig und purpurn von der Morgenröthe und die höchsten Gipfel der Bäume vergoldet von den ersten Strahlen der Sonne.

Das Herz des Jünglings, das durch die Liebe schon zur stillen Betrachtung geneigt war, fand sich noch mehr durch jene traurige Herbst-Natur, in jener ruhigen und poetischen Stunde, bei der aufgehenden Sonne und der frischen und duftenden Morgenluft, zu phantastischen Träumen angeregt.

Und während sein Geist von wehmüthigen Gedanken eingenommen war, erblickte er entfernt im Hintergrunde einer Allee eine weiße unbewegliche Gestalt, die ihm auf den ersten Anblick eine Statue schien; da er jedoch sah, daß sie sich langsam bewegte und um die Bäume herum ging, strengte er seine Augen an und erkannte endlich Virginia.

Er wagte nicht ihr entgegenzugehen, er wagte nicht zu rufen, noch einen Schritt zu thun, noch sich zu bewegen. Er betrachtete sie unbeweglich, in der Hoffnung, daß sie sich nähere und herankomme. Und die Jungfrau näherte sich nach und nach und kam, und als sie sich plötzlich Ernst gegenüber sah, den sie nicht früher bemerkt hatte, war sie ungemein überrascht und sagte zu ihm mit einer Stimme, welche ihre tiefe Bewegung verrieth:

„Sie hier .... und zu dieser Stunde? ..."

„Und Sie? ..." sagte Ernst zitternd.

„O!“ antwortete die Jungfrau, „ich bin immer gern des Morgens durch die Felder gegangen, um die frische und balsamische Luft einzuathmen; aber Sie ... Sie liebten immer lange zu schlafen!...“

„Es ist wahr,“ erwiederte Ernst beschämt, „es ist wahr, Virginia; sonst begriff ich nicht diese Freude, fühlte ich nicht dieses Vergnügen ... aber seit einiger Zeit ist eine große Veränderung in meinem Herzen vorgegangen .... nachdem in dasselbe das Bild .... eines Engels eingedrungen ist.“

Virginia schlug die Augen nieder und wurde über und über roth.

„O hörten Sie mich an!“ fuhr der Jüngling in flehendem und süßem Ton fort, „hörten Sie, Virginia, einige Worte des Herzens. Ich hätte Ihnen so Vieles zu sagen; aber es ist so schwer, das auszudrücken, was ich in der Seele fühle!“

Die Jungfrau drückte die eine Hand an's Herz, um dessen zu heftige Schläge zu unterdrücken, reichte Ernst die andere, und die Röthe ihres Gesichtes ging in Bläße über. Ernst nahm ihre Hand in die seinige und fühlte sie von kaltem Schweiß bedeckt.

„O Gott! Virginia,“ rief er aus, „was ist Ihnen denn! Wäre es möglich, daß Sie in Ihrem Herzen das fühlten, was ich in dem meinigen fühle! ... O! ich liebe Sie, Virginia, ich liebe Sie mit der heiligsten, reinsten,

edelsten Liebe, mit einer Liebe, Ihrer und Ihrer unschuldigen Seele würdig! Seit langer Zeit bewunderte ich im Stillen Ihre Schönheit und Ihre Frömmigkeit. Theures und süßes Geschöpf, Sie sind gut und großmüthig gegen die Elenden, Unglücklichen und Armen. Edles Herz, das alle Schmerzen und Leiden des Lebens begreift!

„Der sanfte Ausdruck Ihres bleichen Gesichtes, Ihre himmlischen Augen und jene Blicke voll Schwermuth und Lieblichkeit haben in meiner Seele eine tiefe Zuneigung erzeugt, die meine Triebe gemäßigt, meinen Geist erhoben und mein Herz veredelt hat. Virginia, wenn Sie mich Ihrer würdig halten, so gestatten Sie mir, daß ich Sie liebe, lassen Sie mich eine glückliche Zukunft hoffen, sagen Sie mir nur einmal mit Ihrer Stimme, die süßer als Musik ist, daß ich vielleicht das Leben mit Ihnen theilen dürfte!"

Virginia zitterte an allen Gliedern und es fehlte ihr die Kraft, einen einzigen Laut auszusprechen; aber ihre gedankenvolleu Blicke richteten sich auf den Jüngling mit einer unaussprechlichen Lieblichkeit. Ernst fühlte sich heftig zu jenem bleichen und schönen Gesicht getrieben und hingezogen, zu jenen geschmeidigen schwarzen Haaren, die in Wellen auf den weißen Hals herabfielen; bei jedem Seufzer der bewegten Jungfrau athmete er den milden Hauch ihres süßen Mundes ein — aber er wagte nicht,

die zitternden Lippen auf ihre vor Erregung flammenden Wangen zu drücken; er glaubte, mit eiem Kuß die göttlichen Augenblicke zu entweihen.

Er that sich selbst Gewalt an und schloß sein heißes Verlangen in die Tiefe seiner Seele ein. Nachdem die Jungfrau sich auf eine Steinbank gesetzt hatte, kniete er vor ihr nieder und betrachtete sie Aug' in Auge stillschweigend lange Zeit.

Als sie sich einigermaßen erholt hatte und beruhigt war, sprach er zu ihr von der Vergangenheit, von beider Kindheit, von ihren Spielen, ihren Spaziergängen durch den Garten, auf die Hügel und von den Ausflügen auf dem See.

Er sprach lange zu ihr von seinen Gefühlen, von allen Schlägen und Leiden seines liebenden Herzens, von allen Zweifeln, Gedanken und Erhebungen seines Geistes.

Er versprach ihr, sowie sie nach Mailand zurückgekehrt sein würden, mit seiner Mutter über ihre gegenseitige Zuneigung zu sprechen und diese zum Dolmetscher ihrer Wünsche, sich zu heirathen, zu machen.

Und dann sprach er ihr, hingerissen von seiner aufgeregten Einbildungskraft, von einer ruhigen und glücklichen Zukunft an jenen schönen Orten, wo ihnen jeder Augenblick die Erinnerung ihrer ersten Liebe in die Seele zurückrufen würde!

Virginia hörte stumm und nachdenklich zu und ant-

wortete auf so viele schöne Verheißungen mit einigen tiefen Seufzern.

Ernst, welcher sich über diese entmuthigende Traurigkeit betrübte, fragte sie, welche unglücklichen Gedanken ihr Herz beunruhigten und warum sie nicht so köstliche Hoffnungen mit ihm theilte?

Und Virginia hob ihre großen, thränenvollen Augen gen Himmel und antwortete:

„Gott wolle unsern Wünschen günstig sein, Ernst! aber es thut nicht gut, sich mit übergroßem Vertrauen von einer ungewissen Zukunft, die nicht von uns abhängt, zu unterhalten. In mir steigen manchmal so traurige Gedanken auf, daß sie mir die Seele beunruhigen und mich zum Weinen bringen."

„Sie, so jung und schön, geben solch wunderlichen Chimären Raum, und während die Jugend Ihnen lacht, zweifeln Sie an einer Zukunft, die Sie einladet, glücklich zu sein?"

„O, Ernst, es ist nicht lange her, da sah ich diese Blumen ihren wohlriechenden Kelch gegen die Sonne erheben, rings herum die Luft mit ihren Wohlgerüchen anfüllend, und jetzt neigen sie sich welk zur Erde, ohne Farbe und ohne Duft! . . . . Diese Bäume, welche um uns herum stehen, waren im Frühling grün und üppig, und jetzt lösen sich ihre trockenen und gelblichen Blätter von den Zweigen und fallen zur Erde! . . . . Gott allein

Ernst, bestimmt über unser Geschick: machen wir also keine eitlen Projecte; — beten wir vielmehr und hoffen wir auf ihn!“

Sie schwiegen Beide. Inzwischen hatten einige regenschwangere Wolken die Sonne verhüllt; ein Windstoß erregte die Oberfläche des Sees, und die dürren Blätter fielen mit traurigem Säuseln zur Erde. Einige Raben — wie man sie oft im Herbste sieht — ließen sich schreiend in das Gehölz nieder. Die Glocken der Pfarre läuteten zur Messe. Von allen herumliegenden Hügeln stiegen die Landbewohner, verschiedene Gruppen bildend, auf den Wegen herab, welche zur Kirche führten.

Die zwei jungen Leute gingen ohne ein Wort zu sprechen in's Haus zurück, und ihre Herzen waren voll von beängstigender Traurigkeit.

Kurz darauf gingen sie mit ihren Angehörigen zur Messe, und an jenem Tage betete Virginia mit heißer Inbrunst zu Gott und während sie betete, hielt sie die Hände vor das Antlitz, um eine Thräne zu verbergen.

Sechstes Capitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Ueber zwei Monate waren seit jenem Octobermorgen verflossen, an welchem Ernst und Virginia sich in dem kleinem Gehölz getroffen und sich ihre gegenseitige Liebe eröffnet hatten. Ihre Wünsche gingen rasch der Erfüllung entgegen. Nachdem ihre Familien Ende des Herbstes nach Mailand zurückgekehrt und die Werbung ordnungsmäßig gemacht worden war, wurden die Beiden mit vollem Einverständnisse der Eltern verlobt, welche in dieser Heirath alle Elemente einer glücklichen Zukunft für ihre Kinder sahen und ein neues Band, welches durch Verwandtschaft die schon seit langer Zeit durch die ergebenste Freundschaft vereinten Familien noch enger verbinden würde. Die Trauung sollte im Frühling stattfinden; indessen war man beschäftigt, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und arbeitete eifrig an der glänzenden Ausstattung der Braut.

Die bevorstehende Hochzeit nahm den von Natur nachdenklichen Geist Virginia's in hohem Grade in An-

spruch, und ihr Herz schlug jedesmal, wenn ihre Gedanken sie auf den ersehnten und gefürchteten Tag brachten. Von einer Idee zur andern schweifend, verlor sich ihre Phantasie in ein Labyrinth von geheimnißvollen und von ihrem reinen, unschuldigen Herzen noch unbegriffenen Ahnungen.

Meistens aber schloß dieses Durcheinander von Bildern mit demselben Endresultate, daß, wenn ihre Hochzeit auf Grund eines unvorhergesehenen Hindernisses eingestellt werden müßte, sie an Herzleid darüber sterben würde.

Und wenn sie manchmal bei dem innigsten Vertrauen, welches sie Ernst in ihren liebreichen Herzensergießungen weihete, mit einem so schmerzlichen Gedanken hervortrat, dann wurde er ein wenig ärgerlich und machte ihr liebreiche Vorwürfe, stellte ihr alle Freuden des Himmels in Aussicht und schloß damit, sie von ihrer beiderseitigen ewigen Glückseligkeit und von der Unmöglichkeit eines Hindernisses zu überzeugen.

Bisweilen gingen sie in Begleitung Catarinas zur Porta Orientale hinaus spazieren, um die Landluft zu genießen und sich an den bleichen Strahlen einer Decembersonne zu freuen und längs der Allee von Loreto wandelnd, betrachteten sie von fern die blauen Berge des Sees, deren Spitzen mit Schnee bedeckt waren, und

dachten stillschweigend an die Vergangenheit und an die Zukunft.

Die reine und edle Neigung hatte inzwischen Ernst gänzlich umgeändert und namentlich seine Denkweise und seinen Geschmack veredelt. Die sanften und süßen Ergüsse der Liebe Virginia's hatten in seinem früher kalten und theilnahmlosen Herzen erhabene Gefühle geweckt, wie der laue Hauch des Frühlings, der die unter dem Schnee des Winters gefrorenen Schollen erwärmt, wohlriechende Veilchen aus der Erde hervorkeimen läßt.

Ihr unbeflecktes Bild mit dem engelgleichen Lächeln, ihre Sittsamkeit und Lauterkeit standen ihm immer vor Augen und löschten in seinem Herzen alle unreinen und sinnlichen Bilder aus, die ihren Ursprung in einer genußreichen und zügellosen Jugend hatten. — Eine fromme Liebe ist eine zweite Taufe, welche die Seele reinigt und sie geeignet macht, nach der höchsten Tugend zu streben! —

Johannes hatte dadurch einen Freund verloren, bevor er einen Schwager gewann; aber das kümmerte ihn wenig, da es ihm in Mailand nicht an anderen jungen Männern fehlte, die sein müßiges, oberflächliches und wüstes Treiben mit ihm theilten.

Ernst hatte sich zwar von den Freunden und ihren Ausschreitungen zurückgezogen, jedoch auf die geheimen Abendversammlungen nicht verzichtet, in denen man mehr

denn je die politischen Fragen über die künftigen Bestimmungen Italiens behandelte. Er war vielmehr einer der eifrigsten Anhänger dieser Partei geworden, und die warme Liebe, die er für das Vaterland hegte, war im Verhältnisse zur Erhebung seiner Gefühle gewachsen.

Johannes dagegen führte seine liederliche Lebensweise in Gesellschaft anderer Lions des Café San Carlo fort und in den Stunden, in denen kein Billard gespielt wurde, beschäftigte er sich damit, die mannigfachen Kunstgriffe einzustudiren, wie man die Zeit betrügt und .... die Frauen, oder er betheiligte sich an politischen Demonstrationen bei glänzenden Soupers.

Nachdem Victoria viel im Geheimen geweint und den ersten Gewissensbissen viele Tage und Nächte geweiht hatte, betrachtete sie ihre, von so vielen überströmenden Thränen benetzten Wangen und begann, in der Meinung, genug Wasser zur Löschung ihrer Schuld vergossen zu haben, wieder Muth zu fassen.

Johannes seinerseits unterließ es nicht, sie mit beredten Beweisen zu überzeugen, daß ihr Fehler nicht so arg sei, wie sie Anfangs geglaubt hätte und sprach ihr Muth zu, indem er ihr sagte, daß sie in vorgeschrittenem Alter durch langes Fasten die jugendlichen Fehltritte würde sühnen können und daß man nie Mißtrauen in die göttliche Gnade setzen dürfe, die groß, unendlich wäre. — Und da er während seiner Studien gelernt hatte, daß

man mit Beispielen aus der Geschichte die rednerischen Beweise bekräftigen müsse, so sprach er ihr von der Verzeihung, welche die Ehebrecherin und die reuige Magdalena von Gott erhalten hätte.

Und zu so guten Rathschlägen fügte er die Novellen von Casti hinzu, mit dem Bemerken, daß ein junges Mädchen das wohl lesen könnte, was ein Abbate geschrieben habe.

Victoria, welche einen wankelmüthigen und gelehrigen Charakter besaß, machte sich die Rathschläge Johannes', den sie als Doctor verehrte, zu Nutzen, und indem sie des Abends verstohlener Weise in ihrem Zimmer jene moralischen Novellen las, richtete sie ihren Geist wieder empor, zerstreute ihre Zweifel, beschwichtigte ihre Gewissensbisse, die sie von Zeit zu Zeit noch immer beunruhigten und rief dann zuweilen mit einem tiefen Seufzer aus: was geschehen, ist geschehen. So standen die Sachen gegen Ende des Decembers, als Alle sich zur gewohnten häuslichen Feier des Neujahrstages vorbereiteten.

Virginia und Ernst hatten mit Ungeduld diese günstige Gelegenheit, sich gegenseitig durch Geschenke ihren ausgesuchten Geschmack zu zeigen, erwartet, und dabei wurden sie von ihren Eltern durch deren große Freigebigkeit unterstützt. Virginia empfing an jenem Tage die schönsten illustrirten Kalender Mailands, welche mit dem literarischen Werth auch den künstlerischen verban-

den, und bei welchen die Feder und der Stichel gewetteifert hatten, die elegantesten Seiten zu verschönern; dann die kostbarsten Geschmeide und andere glänzende Geschenke; ihr Zimmer war mit Blumen geschmückt, die man besonders zu dem Zwecke von der genuesischen Küste hatte kommen lassen, und eine große Quantität von Torten und Zuckerwerk stand lecker und lockend auf dem Tische.

Am Neujahrstage speiste Ernst's Familie im Hause der Braut und bei jenem Familien-Banquet fehlte es weder an Entwürfen für die nahe Hochzeit, noch an einer ungezwungenen und langanhaltenden Heiterkeit.

Am Abende saßen alle vereint um das von lebhaften Flammen knisternde Kamin herum und nahmen den Caffe ein, während Virginia auf dem Klavier einige Musikpiecen meisterhaft ausführte.

Gegen Mitternacht trennten sich die beiden Familien, und nach dem üblichen Abschiede, dem treuherzigen Händedrucke, dem gewohnten Versprechen, sich morgen wieder zu sehen, gingen alle ruhig schlafen.

Nach seiner Rückkunft im Hause umarmte Ernst seine gute Mutter, sagte dem Vater gute Nacht und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Gennaro begleitete ihn, um seine Kleider in Empfang zu nehmen und schwatzte ihm von der Schönheit und Anmuth Virginiens vor, indem er seinem jungen Herrn eine zahlreiche Nachkommenschaft prophezeihete, und sich vor-

nahm, auch diese dritte Generation ein und derselben Familie aufzuziehen. Endlich, nachdem er seine Herzensergießungen beendigt und noch einige Neckereien hinzugefügt hatte, wünschte der gute alte Diener Ernst eine glückliche Nacht und entfernte sich.

Der Jüngling schloß, als er allein war, die Thür, legte sich zu Bett, löschte das Licht aus und begann an sein gegenwärtiges und zukünftiges Glück zu denken.

Wer hat wohl in seiner Jugend nicht wenigstens einen jener Tage durchlebt, an denen das Leben ein heiteres Lachen und die Glückseligkeit unsere natürlichste Bestimmung zu sein scheint? . . . . Ernst hatte einen jener Tage verlebt und er hätte das neue Jahr mit keinen günstigern Vorbedeutungen anfangen können.

Er war jung und hübsch, besaß viel Talent nnd Geist und viele Glücksgüter, liebte eine der schönsten und engelgleichsten Jungfrauen Mailands und wurde von derselben wieder zärtlich geliebt. Er war überdies von seinen Eltern, seinen Verwandten, seinen Freunden und sogar von seinen Dienern geliebt.

Was fehlte an seiner Glückseligkeit? . . . Nichts, ganz und gar nichts.

Nachdem er noch einmal im Gedanken alle Freuden jenes glücklichen Tages durchlaufen hatte, schlief er ruhig und glücklich ein; und die Glückseligkeit wollte ihn auch im Schlaf nicht verlassen, der sich mit zauberischen Visionen

und den süßesten Träumen belebte. Ihm träumte, am Tage der Hochzeit zu sein. Er sah Virginia vor dem Altar hingekniet, weiß gekleidet, bescheiden in ihren Brautschleier gehüllt, das Haupt mit weißen Rosen bekränzt, strahlend von Schönheit, mit niedergeschlagenen Augen und vor Schamhaftigkeit gerötheten Wangen. Die wunderlichen und plötzlichen Wechselungen der Träume machten seine Visionen noch poetischer. Virginia, noch immer im Brautkleid, schwebte zwischen den grünen Bäumen des Parks zu Tremezzo hin und her. Sie entfernte sich, erhob sich in die Luft, verlor sich im Raum, verwandelte sich in ein weißes Wölkchen, welches sich nach und nach auflöste und verschwand. Hierauf erschien sie von Neuem im Garten, aber unbeweglich und weiß wie eine Statue; dann näherte er sich, um sie an den Kleidern fest zu halten, aber die weiße Jungfrau hüllte sich in ihren Schleier, erhob sich von dem Erdboden, schwang sich über die Blumenbeete und flog leicht durch die Luft, wie ein Engel der Nacht, der über die Felder schwebt, Thau auf die Pflanzen streuend, wie die Perlen einer aufgelösten Halskette. Er, immer mehr von Liebe entflammt, verfolgte sie athemlos, und versuchte mit einem Sprung den Saum ihres weißen Kleides zu erhaschen, das im Wind flatterte. Als er sie dann langsam herabsteigen und sich in's Grab sanft niederlassen sah, wollte er in ihre Arme eilen, aber es fehlten ihm die Kräfte, als wenn ihn eine

mächtige und unsichtbare Hand an den Kleidern zurückhielte. Sie hatte sich mit einer sanften Miene auf die Erde gesetzt und lud ihn mit Lächeln, mit den Augen und mit Handwinken ein, sich zu nähern und sich neben sie zu setzen. Unmöglich! nicht einen Schritt konnte er sich bewegen und vergeblich mühte er sich ab, jene unsichtbaren Bande zu zerreißen, die ihn gefesselt hielten. Endlich fühlte er sich plötzlich frei, lief zu ihr hin, setzte sich neben sie, wandte sich ganz vergnügt, um sie in seine Arme zu schließen... aber er sah nichts mehr, er umarmte nichts als den leeren Raum! Nachdem er sich von der Erde erhoben hatte, sah er sie von Neuem unter der Laube sitzen und traurig die Wellen des Sees betrachten. Ganz erschöpft lief er, um zu ihr zu gelangen und nachdem er den Garten durchkreuzt hatte, wandte er sich, um in die Laube einzutreten und befand sich... in der Brautkammer! Wunderliche Träume! Die Braut hatte keine Blumen mehr auf dem Kopfe, kein Schleier bedeckte mehr ihre weißen Schultern: sie lag verführerisch, entgürtelt auf dem Ehebett, mit dem dunkeln Kopf zwischen den reichen Spitzen des weichen Kopfkissens.

Sie flößte Wollust und Verlangen ein.

Ernst betrachtete sie in Entzückung, hingerissen von Bewunderung und Liebe. Er näherte sich Schritt für Schritt und zitternd dem Bett; sein Herz klopfte, klopfte heftig... als ein gewaltiger Stoß an seiner Zimmerthür

ihn weckte und auf einmal jenen zauberischen Traum, da er grade am schönsten war, unterbrach.

Er richtete sich im Bett auf und indem er aus Grund des Herzens den Widerwärtigen, der sich erlaubte, seinen Schlaf auf so rauhe Weise zu unterbrechen, verwünschte, fragte er mit aufgebrachter und grimmiger Stimme:

„Wer ist da? zu dieser Stunde?..."

Und eine andere sonore Stimme antwortete an der Thür:

„Oeffnet, es ist der Polizeicommissair."

Je wonnevoller der Schlaf gewesen war, um so widerlicher klang ihm jene Stimme, die ihm einen so unerwarteten Besuch ankündigte.

Ernst strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, als ob er sich mehr ernüchtern wollte, um deutlicher die Wirklichkeit vom Traume unterscheiden zu können.

Als er hörte, daß alles wieder still war, begann er zu glauben, daß er jene Stimme nur geträumt habe, und freier aufathmend, wollte er sich von Neuem niederlegen, als ein Stoß an die Thür, und zwar ein stärkerer als der erste, ihn vollständig ermunterte und überführte, daß die traurige Wirklichkeit weit davon entfernt war, seinen Träumen zu gleichen.

„Sofort aufgemacht oder wir schlagen die Thür ein," sagte jene gebieterische Stimme von Neuem.

„Spart euch diese Mühe;“ — antwortete Ernst, zog seinen Schlafrock an, stand auf und öffnete die Thür.

Gennaro, zitternd wie Espenlaub, bleich wie ein Schatten, stumm wie eine Statue, erschien zuerst, halb angekleidet, mit zerrauften Haaren und einem Licht in der fast gelähmten Hand.

Ihm folgte eine Persönlichkeit von widrigem und durchdringendem Blick, mit hellem, auf dem Schädel wie abrasirtem Haare und ohne Bart im runzligen und hündischen Gesichte. Zwei Gensdarmen machten seine nächtliche Begleitung aus.

„Es ist weiter nichts, als ein einfacher Besuch, den die Vorsicht gebietet; haben Sie daher die Gefälligkeit, uns die Schlüssel zum Schreibtisch auszuhändigen, und sich weiter nicht zu beunruhigen.„

„Mir scheint,“ antwortete Ernst, „daß die Stunde nicht gut gewählt sei, um Leute von Ehre zu besuchen.“

Der Commissair und die Gensd'armen begannen ihre Nachsuchungen, ohne zu antworten, und während dessen gab Gennaro mit Augen, Mund und Händen seinem Herrn heimliche Zeichen, welche soviel sagen wollten, als: machen Sie sich zur Thür hinaus, suchen Sie über die Treppe hinunter das Weite und lassen Sie mich das Uebrige besorgen;“ aber Ernst wußte wohl, daß man dergleichen Besuche nicht ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln macht, und dachte um so weniger an die Flucht, da er sich da-

durch nur den Schein des Unrechts und der Furcht gegeben hätte.

Der Commissair legte indessen Hand an einen prächtig gearbeiteten Dolch und sagte:

„Wissen Sie nicht, daß dergleichen Waffen verboten sind?“ —

„Es ist ein Kunstwerk!“ antwortete der Jüngling, „der Griff ist von dem Stichel eines Meisters ausgegraben.“

Nachdem der Commissair einen kleinen Kasten geöffnet, in welchem Ernst mit heiliger Sorgfalt einige zarte Geschenke Virginiens wohl geordnet aufbewahrt hatte, warf er den Inhalt rücksichtslos durcheinander und bemächtigte sich einiger Briefe und Papiere, die mit rothen Seidenbändern zusammengebunden waren. Ernst beschwerte sich über die unartige Weise, mit welcher jene Schergenhände diese Blätter entweiheten:

„Mir scheint,“ sagte er, „daß man mit mehr Achtung Hand an das, was Andern gehört, legen könne.“

„Wir thun unsere Pflicht,“ antworteten die Häscher im Chor.

Nachdem alles herausgerissen und durcheinander geworfen war, was sich in den Schränken befand, untersuchten sie sogar das Bett und legten darauf alle Papiere mit dem Dolch zusammen, und der Commissair bedeutete Ernst, sich anzukleiden, indem er zu ihm sagte:

„Es thut mir sehr leid, Ihnen anzuzeigen, daß Sie sofort mit uns kommen müssen."

Bei diesen Worten wurde das Gesicht Gennaro's braun und blau und dann vollständig leichenfarbig. Mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen begann der gute Alte:

„Lieber Herr Commissair, dieser junge Mann ist unschuldig, ich kann für ihn einstehen. Um der Barmherzigkeit willen, nehmen Sie ihn nicht gefangen, Herr Commissair."

„Wenn er unschuldig ist, wird ihm Gerechtigkeit werden", antwortete trocken der Mann der Polizei.

„Aber Herr Commissair, was soll ich morgen meiner Herrschaft sagen, wenn ich gefragt werde: „Wo ist Ernst?" — wie soll ich es wagen, ihnen die Gefangennahme des einzigen Sohnes zu melden, eines ausgezeichneten jungen Mannes, der sich verheirathen will, um ruhig zu leben? .. Wenn Sie Söhne haben, denken Sie sich, welch' ein Schlag das für einen Vater oder eine Mutter sein muß, wenn sie hören: Euer Sohn ist im Gefängnisse! ... haben Sie Mitleid mit den Eltern! Gott wird Ihre Familie segnen, führen Sie mich statt seiner in Arrest; ich werde so lange als Geißel bleiben, bis sich der Irrthum aufgeklärt hat, denn es muß ein Irrthum sein."

Ernst kleidete sich schweigend, wenn auch nieder-

geschlagen, so doch mit Anstand an. Als er fertig war, sagte er:

„Ich stehe zu Ihren Befehlen."

„Nein! nein!" fügte Gennaro hinzu, „sagen Sie nein, ... hören Sie nur ein Wort an ... lassen Sie mich nur einen Augenblick sprechen ..."

Der Commissair legte seine Hand auf Gennaro's linke Schulter:

„Gehen Sie voran und leuchten Sie die Treppe hinab ... und machen Sie nicht das geringste Geräusch."

Gennaro, der von den Gensd'armen fortgestoßen wurde, bewegte sich wie eine Maschine, zitternd, seufzend, stolpernd und wider die Thür rennend. Auf der Schwelle ergriff Ernst die Hand des guten Alten und sagte mit einer traurigen, aber freien Stimme:

„Muth gefaßt, Gennaro, denke daran, meiner guten Mutter Trost zuzusprechen, und meinem Vater, ... und jenem armen Wesen! ... Adieu, guter Gennaro!"

Und er machte sich auf den Weg, gefolgt von dem Commissair und den Gensd'armen, während der alte Diener vor Schmerz und Betäubung mehr todt als lebendig zurückblieb.

Aber eine weit schmerzlichere Scene fand am nächsten Morgen statt.

Wir verzichten darauf, die schreckliche Trostlosigkeit der Mutter und des Vaters zu malen. Das sind pein-

liche Auftritte, die sich leichter fühlen, als beschreiben lassen.

Frau Catarina zog sich in Eile an und eilte mit rothen und von Thränen überschwemmten Augen und mit Seufzern, die sie zu ersticken suchte, zu den Freunden und zu der unglücklichen Braut.

Aber wie groß war ihre Ueberraschung und ihr Schrecken, als sie Virginia, der Sinne beraubt, auf dem Bett liegend fand, während Victoria vom Schmerz betäubt wie eine Rasende in der Stube hin- und herrannte und der arme Friederich am Bett seiner Tochter, niedergeschlagen, betrübt und gebeugt von Kummer saß.

Statt mit der traurigen Nachricht von Ernst's Verhaftung ein so großes Herzeleid noch zu vermehren, fragte sie mit Sorge im Herzen, was vorgefallen sei? Man antwortete ihr, Johannes sei in der Nacht arretirt worden.

Siebentes Capitel.

Das freie Logis.

Ernst, der sich den Abend in sein Bett glücklich niedergelegt hatte, befand sich am nächsten Morgen im Gefängnisse zur Santa Margherita, höchst unglücklich.

Er wurde zu ebener Erde in ein schlechtes Zimmer, in eine Art unsauberer Höhle gesteckt, in die ein unbestimmtes Licht durch die Eisenstangen des einen Fensters drang. In Folge der Feuchtigkeit des Ortes verspürte man einen fauligen Geruch, gemischt mit anderen ekelerregenden Dünsten, welche die Nase beleidigten.

Der arme Jüngling dachte an die Nichtigkeit seiner Träume und rief sich ins Gedächtniß, wie viel er verloren hatte, da füllte sich seine Seele mit Bitterkeit und er überließ sich der Verzweiflung und den Thränen.

Er gedachte aller Einzelheiten, die er in dem Buch „Le mie Prigioni“ (meine Gefangenschaft von Silvio Pellico) gelesen hatte, und weit entfernt, einigen Trost aus der Erinnerung an diese Lecture, aus dem Beispiel der religiösen Resignation des Autors zu schöpfen, dachte

er an alle Leiden der Gefangenen und an die ganze Schwierigkeit, in aufgeregtem Zustande aus einem politischen Prozesse frei zu kommen.

Er dachte ferner an alle Martern eines langen und peinlichen gerichtlichen Verhörs, an die Beklemmungen wegen einer Verurtheilung und an alle Qualen einer vielleicht langen Gefangenschaft. Und der Gedanke an den Schmerz Virginiens und seiner Mutter vermehrte seine Muthlosigkeit. Was werden die beiden liebenden und gefühlvollen Seelen leiden, wenn sie ihn gefangen und unglücklich wissen! Als er seinen Sinn dann auf die Ursache seiner Gefangennahme richtete, faßte er den Entschluß, mit Anstand vor den Richtern zu erscheinen und seine Eigenliebe gab ihm die Reden ein, die er halten würde. — Als aber das jugendliche, der Liebe und Freiheit bedürftige Herz den erhitzten Sinnen die Leiden einer langen Vereinzelung ausmalte, räumte die Eigenliebe dem tiefen Weh den Platz ein, und die Entmuthigung gewann wieder die Oberhand.

Und da kein menschlicher Blick in seine Seele dringen, noch seine verborgenen Gedanken lesen konnte, so erlaubte er sich, wie zur Erleichterung, auf die Politik und Alles, was daran hängt, zu schimpfen und schleuderte die gehässigsten Schmähungen gegen seine Gefährten und Freunde, welche ihm die Ehre der Unabhängigkeit und die Herrlichkeit der freien Völker angepriesen und ihn zu einem

unnützen Märtyrer gemacht hatten, den sie jetzt im Gefängnisse verkommen ließen, ohne ihn zu vertheidigen, ohne sich zu seiner Befreiung zu vereinigen . . . .

Und so wurde er aus Mangel einer soliden Erziehung, die den Geist und das Herz zu den edelsten und erhabensten Gefühlen führt, ein Abtrünniger, und änderte auf niedrige Weise beim ersten Schlage des Unglücks seine Gesinnung.

Indessen gingen die einsamen Stunden der Gefangenschaft vorüber und glichen sich alle. Es waren ewige Tage und unendliche Nächte. Man hörte von Zeit zu Zeit das widrige Geräffel der Ketten oder der Schlüssel, das Schlagen und Knarren der Thüren, welche sich öffneten und schlossen, und manchmal irgend eine häßliche heisere Diebsstimme, die an den Eisengittern sang, bis die Wächter ihr Stillschweigen auferlegten, und dann die gemessenen Schritte der Wachen in den langen Gängen des Gefängnisses.

Der Schlaf kam gar selten, um die verwirrten und tief betrübten Sinne des Jünglings zu trösten, und wenn manchmal die Forderung der Natur den Schmerz besiegte und sich Schlaf einstellte, dann war das Erwachen im Gefängnisse schrecklich und die wenigen Stunden der Ruhe wurden theuer bezahlt.

Ernst erwartete, jeden Morgen vor seinen Richter geführt zu werden; aber Tag an Tag ging vorüber, und

er wartete vergebens. Die Gefängnißwärter waren stumm und antworteten auf keine seiner Fragen.

Bei jedem Stundenschlage sagte sich Ernst: das war die Stunde, in der ich zu Virginia ging, das die Stunde des Mittagessens, das die des Spazierengehens, das die der angenehmen Abendunterhaltungen. Sonst hatten alle Stunden ihre Bestimmung, da waren Arbeitsstunden, Ruhestunden und Stunden für das Herz; jetzt waren alle gleich, eintönig, traurig, endlos. Das Gefängniß ist ein Grab! . . . . aber ein Grab, in welchem an die Stelle der Ruhe die grausamsten Martern gesetzt sind.

Endlich, nachdem acht Tage — acht Jahrhunderte — in jener traurigen Einsamkeit verflossen waren, hörte der Gefangene eines Morgens zur ungewohnten Stunde den Schlüssel im Schlosse seiner Thüre drehen und die Eisenbanden sich öffnen.

„Was wird das sein?" dachte Ernst, „es ist noch nicht Frühstückszeit. Kommen sie, mich zu holen, um vor dem Tribunal zu erscheinen? — Ist es ein Besuch eines Mitgliedes meiner Familie? Ist es vielleicht meine Befreiung? Er wartete zwischen Hoffnung und Furcht auf das Oeffnen der Thür. — Wie es oft im Leben geht, hatte er an Alles außer an das Richtige gedacht. Es war ein anderer Gefangener, der ihm zum Gefährten gegeben wurde. Nachdem er in's Zimmer geführt war, schloß der Pförtner die Thür. Das neue Individuum

war ein junger Mann, der dasselbe Alter wie Ernst haben mochte. Aus der Todtenbläſſe ſeines Geſichts und der Nachläſſigkeit in ſeiner Kleidung war leicht zu erſehen, daß auch dieſer Unglückliche bereits ſeit einiger Zeit in der traurigen Herberge logirte. In der Gefangenſchaft ſchließt man bald Freundſchaft. Ernſt kam dem neuen Ankömmling entgegen und wußte bald, daß derſelbe ebenfalls ſeit acht Tagen allein geweſen, und daß ſie beide daher in ein und derſelben Nacht gefangen genommen worden waren. Die Polizei hat ihre günſtigen Tage, oder richtiger, ihre günſtigen Nächte, in denen die Beute reichlicher iſt, als gewöhnlich. Sie ſprachen lange über die Urſachen, denen ſie ihre Gefangenhaltung zuſchrieben, ſie tauſchten ihre Befürchtungen und ihre Hoffnungen aus und unterhielten ſich ſogar über ihre Gewohnheiten, denn auch im Gefängniſſe giebt es Gewohnheiten.

Beide litten für dieſelbe Sache und wurden mit gleicher Strenge behandelt. Keine Verbindung mit der Außenwelt, keine Nachricht, kein Beſuch, weder von den Eltern noch von den Freunden, nicht ein Buch, nicht eine Zeitung und noch viel weniger ein Verhör!

Ungewiß über ihr Geſchick und unbekannt mit allem, was in ihren Familien vorging, wußten ſie nicht, welche Zukunft ſie erwartete, noch wann ſie aus dieſem fürchterlichen Aufenthalte herausgehen würden.

Einander gegenüber ſitzend, erzählten ſie ſich ihre

Lebensgeschichte, ihre Abenteuer, ihre Leidenschaften, und indem sie so das Vergangene noch einmal durchlebten, vergaßen sie für einige Augenblicke die Gegenwart, und ihre Seelen vereinigten sich zur innigsten Freundschaft, die durch das gleiche Unglück und das gleiche Loos befestigt, durch die sanften Herzensergießungen und durch den gegenseitigen Austausch der Ideen und Gefühle unzerstörbar gemacht wurde.

Der neue Mitgefangene nannte sich Richard Th., war der Sohn einer Wittwe, welche er durch den Erlös seiner Arbeiten — er war Maler — ernährte. Ernst war erfreut, mit einem Künstler zusammen zu sein, denn auch er liebte die schönen Künste und malte, zwar nur aus Liebhaberei, doch nichts desto weniger mit künstlerischem Geschmack und Talent. Er erinnerte sich, schöne Gemälde seines Mitgefangenen gesehen zu haben, die in einer der letzten Ausstellungen von Brera von Sachverständigen sehr gepriesen wurden.

Dieser Umstand bekräftigte ihre Freundschaft und bot ihrem Geist viel Vergnügen dar und eine gute Gelegenheit zu langen Erörterungen. Indem sie sich über die Künste, die verschiedenen Manieren, den verschiedenen Geschmack, über die mannigfachen Schulen, über die Verdienste gewisser Maler und über die Fehler anderer unterhielten, fanden sie, daß sie in vielen Punkten übereinstimmten und erkannten zu ihrer Befriedigung, daß sie

beide der jungen lombardischen Schule angehörten, welche unabhängig von jedem knechtischen Anschluß nur den Fußtapfen der eigenen Eingebung folgte, die von der Natur und dem gewissenhaften Studium des Wahren geleitet wurde.

Richard hatte Ernst alle schrecklichen Einzelheiten seiner Gefangennahme geschildert, die Thränen, die Seufzer, die verzweifelten Ansrufe seiner alten Mutter, als diese ihn zwischen den Schergen abziehen sah und allein ohne jeden Trost und ohne den geringsten Beistand zurückgeblieben war.

Er wußte nicht, was aus ihr geworden sein mochte, wer ihr untröstliches und von tausend verschiedenen Befürchtungen, die für eine arme Mutter alle entsetzlich sind, getroffenes Herz mochte beruhigt haben.

Doch hatte er bei seiner Erzählung, ohne sich darüber bestimmt zu erklären, noch eine andere Neigung durchblicken lassen, die jedoch Ursache eines großen Theils seines Schmerzes sein mußte. Ernst hatte aus Bescheidenheit nicht weiter darnach gefragt; aber Richard nahm sich vor, alles seinem jungen Freunde mitzutheilen, indem er hoffte, in der Mittheilung Erleichterung so vieler Leiden, die auf seiner Seele lasteten, zu finden.

Als sich Richard eines Tages anschickte, seine Herzensgeschichte zu erzählen, hörte er Ernst, der sich an die Gitter des Fensters angeklammert hatte, um etwas weniger

dunstvolle Luft einzuathmen, aus der gepreßten Brust einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen. Er lief eiligst zu ihm hin und sah, wie Jener, bleich wie der Tod, gegen ein gegenüberstehendes Fenster hin einige Winke gab. Der arme Ernst hatte Johannes erkannt und der unerwartete Anblick seines innigsten Freundes, des Bruders seiner Virginia, hatten ihn völlig verwirrt.

„Du bist auch hier! . . . und seit wann?“ fragte Ernst hinüber.

„Seit dem ersten Tage des Jahres . . . und in dieser Stube erst seit gestern . . . und Du?“

„Seit demselben Tage . . . hast Du keine Nachrichten von Hause?“

„Keine, und Du? . . .“

„Keine!“

„Was denkst Du davon?“

Ernst hob die geballten Fäuste mit drohender Geberde empor, knirschte mit den Zähnen und schoß Blitze der Wuth aus seinen Augen.

„Stillschweigen, da drin!“ schrie die kreischende Stimme eines Zellenwärters, und die Männer waren gezwungen, sich zurückzuziehen, jeder überrascht, den Freund entdeckt zu haben.

Den Tag drauf wollte Ernst Johannes wiedersehen, er setzte sich an's Fenster, begann zu husten und suchte sonst Geräusch zu machen, aber Johannes erschien nicht.

Er hatte neuerdings in der Nacht die Zelle wechseln müssen, weil er mit dem Freunde durch die Eisengitter hindurch den kurzen Dialog geführt. Dieser neue Umstand steigerte Ernst's Schmerz und erregte bei Richard nur noch mehr das Verlangen, sein Herz dem Gefährten zu öffnen, um denselben ein wenig von seinen traurigen Gedanken abzubringen und auch, um sein eigenes Gemüth, das von vielen gepreßten und geheimen Gedanken bedrückt war, zu erleichtern.

Er lud daher seinen Leidensgefährten ein, sich zu ihm zu setzen .und begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Sie wissen, mein lieber Ernst, daß der Schmerz, von einer theuren Verlobten getrennt zu sein, groß ist, — mein Schmerz muß jedoch um das Doppelte größer sein, als der Ihrige, denn dieses verdammte Gefängniß hält mich grausam . . . von zwei zärtlichen Geliebten fern!"

„O! was sagen Sie mir da?" unterbrach ihn Ernst überrascht.

„Nichts als die reine Wahrheit, fügte der junge Mann hinzu. — Sie glauben wohl, ich sei der einzige Mann, der zu gleicher Zeit zwei Frauen liebt? — Mein Gott! Das menschliche Herz ist so groß! . . . und die Mohamedaner wissen es besser als wir! — Aber Sie sollen erfahren, wie meine Liebschaften entstanden sind.

Bis zu meinem achtzehnten Jahre war ich so

Bayerische Staatsbibliothek München

schüchtern, daß ich es nicht wagte, den Blick zu dem Gesichte einer schönen jungen Frau aufzuheben, obgleich mein Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden, gegen meine ungewöhnliche Bescheidenheit kämpfte.

Eine schöne Dame, die kaum dreißig Jahre überschritten hatte, merkte meine Beklommenheit und Wünsche und setzte es sich in den Kopf, meine weltliche Erziehung zu übernehmen und mir das A b c der Liebe klar zu machen. Sie war eine Art Schlange, oder vielmehr der Teufel in der angenehmsten Gestalt einer Frau, die mich von der verbotenen Frucht wollte kosten lassen.

Ich befand mich in der Lage Eva's, war jedoch einer größeren Gefahr ausgesetzt, denn die fragliche Frucht lockte mehr, als ein Apfel.

Ihre lüsternen Augen ließen mich oft denken, daß die letzten Wünsche der Frau glühender sein könnten, als die ersten; ihr wollüstiger Mund schien Küsse zu fordern und in der Lebendigkeit ihrer Züge war eine feurige Sinnlichkeit rege, welche das unbescheidene Erscheinen einiger kleinen Runzeln auf dem Gesicht leicht vergessen ließ.

Ihre Körperformen, die vielleicht ein wenig zu stark in's Auge fielen, gewannen durch das Verführerische in den Bewegungen und Stellungen, was ihnen an Grazie und Frische abging. In der That, es war ein schönes Weib, schön nicht nach künstlerischen Regeln, aber in der

sinnlichen Anschauung. Eine fette Wachtel, die einige Zeit im Käfig gesessen und Reis gefressen hat, ist gewiß weniger poetisch als eine Nachtigall, die auf den Zweigen eines Baumes singt, aber jene ist appetitlicher und saftiger.

Jene Frau fing damit an, mir ein wenig stark die Hand zu drücken und sie lange zwischen ihren zarten, weichen und feinen Fingern fest zu halten, so daß sie mir das Blut wallen machte und die Nerven zur Gluth aufregte.

Jedesmal, wenn ich ihr einen Besuch abstattete, empfing sie mich in wollüstigen Kleidern, die mit Fleiß in Unordnung gebracht waren, in einem von Wohlgerüchen duftenden, lieblichen, halbdunkeln Zimmer und sagte mir Allerlei, was meine Seele unaussprechlich aufregte. Ich antwortete nichts und, je mehr ich für diese Frau Liebe fühlte, desto mehr Dummkopf wurde ich neben ihr.

Sie, die sich auf ähnliche Gaukelspiele sehr gut verstand, deutete mein Stillschweigen zum Bewundern und blickte mich mit feinen, vielsagenden, verschleierten, schmachtenden, halbgeschlossenen Augen an, und stieß Seufzer aus, die ihren runden, vollen Busen in wallende Bewegung setzten.

Kurz, um es aufrichtig zu gestehen, sie verführte mich, und ich, der ich nichts lieber wollte, ließ mich ver-

führen. Wie fühlte ich meine Eitelkeit geschmeichelt, als ich gewahr wurde, daß ich über ein ganzes Gefolge von Galans, die ihr seit einiger Zeit den Hof machten, den Sieg davon getragen hatte.

Sie sah zweimal wöchentlich Gesellschaft bei sich, auch ich kam hin und stand schweigend und bescheiden in eine Ecke des Zimmers geschmiegt. Die galanten jungen Männer, die sich um sie drängten, beachteten mich entweder gar nicht oder mit einer Miene der mitleidigen Geringschätzung, indem sie meine Unerfahrenheit in weltlichen Dingen und meine Unkenntniß des gesellschaftlichen Wesens verspotteten. Keiner von ihnen dachte wohl daran, daß ich der eigentliche Hahn im Korbe sei, und, wenn ich wollte, den, welcher mir unter ihnen am meisten mißfiel, vor die Thür setzen könnte.

Und der Gatte? — Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß jene schöne Dame einen Gatten hatte, — so unbedeutend war derselbe, daß ich seiner nicht gedachte.

Ich kann Ihnen seinen Namen nicht nennen; er ist einer der reichsten und häßlichsten Kaufleute Mailands. Ein Mann in den fünfziger Jahren; mit grauem Kopfe und einem Backenbart nach englischer Sitte. Obgleich er eine Brille trägt, so ist sein Scharfblick doch nicht gefährlich; er sieht auf nichts Andres, als auf Gegenstände des Handels. Er war auf einen jungen Mann eifersüchtig, den seine Frau verabscheute; aber in seinen Ge-

schäften würde es dem schlauesten Kopf nicht gelungen sein, ihn zu verwirren.

Er verstand die Rechenkunst aus dem Grunde und kannte alle Geldsorten der Welt. Seine Frau nannte sich Marianna — der Name war das Einzige, was sie ihrem Gatten nicht verheimlichte. Er hatte sich verheirathet, um mit dem Gelde seiner Frau seinen Geschäftskreis auszudehnen; übrigens hatte er in seinem ganzen Leben nur eine Leidenschaft, welcher er treu blieb — den Handel. Die Leidenschaften lassen einen Eindruck auf dem Gesichte; er hatte den seinigen empfangen. Bei seinem Anblick würde Jeder gesagt haben: „Seht da einen Menschen, der kauft und verkauft!“ und er hatte in der That niemals etwas anderes Besseres gethan.

Mich ließ die Liebe Fortschritte in der Kunst machen, das liebende Herz flößte der Phantasie neue Entwürfe ein, und ich begann mit besserem Geschmack zu malen, indem ich zur Correctheit der Zeichnung mehr Ausdruck hinzufügte. Schon seit einiger Zeit hatte ich die Gypsmodelle verlassen und begann Studien nach der Natur. Ich wollte ein Weib malen, das aus dem Bade steigt. Die alte Schule würde es eine „Venus“ genannt haben; die christliche „eine Bethseba oder Susanna“; ich, der ich mich rühme, zur modernen Schule zu gehören, sage einfach „ein Weib“, indem ich dem Käufer die Freiheit lasse, es nach seinem Geschmack zu taufen. Ich bedurfte nun

eines Modells. Ein Künstler, mein Freund, schickte mir eins, vollkommen an Gestalt und von einer seltenen Schönheit.

Jetzt begann ich die zwanzigjährigen Schönheiten zu schätzen!

Oft legte ich Farben und Palette weg und versuchte dem Modell das beizubringen, was Marianna mich mit so großer Gefälligkeit gelehrt hatte; jedoch stieß ich hier auf eine Schwierigkeit — das Modell war tiefer eingeweiht als ich, und in Folge dessen .... widerstand es meinen Lectionen länger, als ich meiner Meisterin Widerstand geleistet hatte.

Da ich nun von Heuchelei und Verstellung frei bin, so hielt ich es für nöthig meine Verbindungen mit der Meisterin abzubrechen, um die Schülerin nicht zu betrügen, und unter einem geringfügigen Vorwand verließ ich Marianna um Rosina's willen — so nannte sich das Modell.

Eine Frau, die ihren Geliebten nicht mehr liebt, will doch nicht von ihm verlassen werden, wenn sie auch selbst den Vorsatz hätte, ihn zu verlassen. Wenn die Neigung aufhört, dauert die Eigenliebe fort. Wenn aber bei einer Verlassenen die Eigenliebe sich auch mit der Neigung vereint, dann hat der Ungetreue einen schweren Stand. Ich hielt es für leicht, mich von einer Frau los zu sagen, die einen Gatten hatte und eine Cohorte von Anbetern;

aber ich täuschte mich. Es gab erschütternde Scenen, Thränen ohne Ende, Versprechungen und Drohungen! Ich, der ich durchaus nicht geliebt sein wollte, leistete Widerstand, wurde boshaft, unversöhnlich, ungerecht. Es würde weit führen, wollte ich Alles erzählen, was ich thun mußte, um mit ihr zu brechen — aber endlich gelang es mir.

Nun widmete ich mich ganz dem Modell, doch sehr bald erkannte ich, daß sein Verstand und sein Herz nicht den Formen glichen und daß seine Schönheit eine nur körperliche war. Wie verschieden erschien sie von der Anmuth, dem Geist und der Erziehung Mariannens! Ich hatte alles Erdenkliche aufgeboten, um sie zu verlassen, und da ich dies nach vielen Mühen erlangt, lernte ich erst den Verlust schätzen und würdigen.

O, menschliches Herz! Wie bist Du so wunderlich und bizarr! Nie habe ich sehnlicher nach Marianna verlangt, als in der Zeit, in der ich sie nicht sehen konnte.

Eines schönen Tages vertraute ich das Geheimniß meiner neuen Liebe einem Freunde, einem jungen Bildhauer von tüchtigem Talent, der seinem Vaterland eine große Zahl Herkulesse und Laocoons versprach. Er lachte mir mit einer so spöttischen Miene in's Gesicht, daß ich zornig wurde und Drohungen gegen ihn ausstieß. Er lachte um so mehr, sowohl über meine Liebe, als meinen Zorn und sagte dann, er sei über meine Eroberung nicht

überrascht, denn das Modell wäre bereits die Geliebte aller Maler, Bildhauer und Kupferstecher Mailands und auch manches anderen Individuums, das nicht den Künsten gehörte, gewesen und fügte hinzu, daß Rosina, obgleich sie oft als Modell für Altargemälde, die Jungfrauen als Märtyrerinnen darstellten, gedient habe, nichtsdestoweniger schon seit langer Zeit weder auf den einen noch andern Titel mehr Anspruch habe.

O, meine zerstörten Illusionen! — Zwei Tage darauf begegnete ich auf einsamer Straße Mariannen.

Sie ging an mir vorüber, ohne mich anzusehen, mit stolzer und verächtlicher Miene. Wenn sie mich mit einem sanften Blick gegrüßt hätte, würde ich nicht mehr an sie gedacht haben. Aber jene Gleichgültigkeit entflammte auf's Neue meine Liebe, welche wieder an die Stelle der andern trat, die durch die Biographie, die mir der Freund von dem trügerischen Modell gemacht hatte, erkaltet war.

Ich hielt Marianna an, bat sie wegen der Beleidigungen um Verzeihung, demüthigte mich, weinte .... und sie wurde bewegt, verzieh und erlaubte mir, sie wiederzusehen.

Aber ich konnte das Modell bei halbvollendetem Gemälde nicht entbehren und dachte lange darüber nach, welchen Entschluß ich fassen sollte. — Die Menschen können die Kunst und die Natur lieben, sagte ich mir;

— und warum kann ich nicht zwei Frauen lieben, deren jede mir eine andere Schönheit repräsentirt? An Marianna liebe ich den Geist, die Anmuth, die Erziehung; an Rosina die körperlichen Formen, die Farben, die materielle und sichtbare Schönheit. Und überzeugt, daß mein Raisonnement das Resultat der gesundesten Philosophie wäre, liebte ich beide! Mein Herz war groß genug, um zwei Neigungen zu umfassen und ihnen zu genügen. Da ich natürlich darauf bedacht war, daß die Eine nichts von der Anderen erfuhr, so lebte ich glücklich und zufrieden in der angenehmsten Luge der Welt, bis ein Polizeicommissair mir eine Stunde nach Mitternacht einen Besuch abstattete und mich unter dem Vorwande, ich hätte an der Verschwörung Theil, in das Gefängniß führte.

Nun frage ich Sie, sehe ich wie ein gefährlicher Verschwörer aus!

Meine ganze Verschwörung bestand darin, einmal auf der Straße einen Bekannten laut gerufen und ein politisches Buch in meiner Wohnung gehabt zu haben, von dem ich, ehrlich gesagt, nicht die Hälfte verstand und das ich gedankenlos las, um nur sagen zu können, „ich habe ein verbotenes Buch gelesen!“

Ich erstrebte nichts, als in Frieden zu leben, zwischen meinen Pinseln und meinen Frauen, ohne Wem Uebles

zu thun! Aber jetzt habe ich meine Ansichten geändert und bin eine politische Persönlichkeit geworden, berühmt durch die Verfolgungen und das Gefängniß! Wenn ich eines Tages aus der Gefangenschaft werde herausgehen können, so schwöre ich, daß ich mich werde zu rächen wissen!

Achtes Capitel.

Ein historischer Zug.

Die traurige und schwermüthige Seele Ernst's hatte der Liebesgeschichte Richard's nur geringe Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt. Er, der wahrhaft liebte, konnte die Thorheiten seines Gefährten nicht billigen. Die Stunden gingen indessen langweilig und langsam vorüber und vermehrten immer mehr die Betrübniß und die Entmuthigung der armen Gefangenen; den schmerzhaften Kopf in die Hände gestützt, verbrachte Ernst ganze Tage, indem er in das tiefste Nachdenken versunken war. Er dachte beständig an seine Familie, seine Virginia, an die verlorne Zukunft, an seine kräftige und blühende Jugend, die vielleicht bestimmt war, in dem Moder der Gefängnisse zu verderben.

Eines Morgens weckte ein ungewohntes Geräusch die beiden Jünglinge, welche, vom Schlafe übermannt, auf ihren Matratzen lagen. Sie eilten an's Fenster und hörten ein verwirrtes Gemurmel, ein Laufen durch die Straßen und lebhafte Rufe, die verschiedene Male wieder-

holt wurden. Sie fragten die Gefängnißwärter, die wie gewöhnlich nicht antworteten, deren Physiognomie jedoch die gewohnte Gleichgültigkeit verloren hatte; sie waren verwirrt und unschlüssig, und murmelten geheimnißvolle und unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Die Neugierde der zwei Jünglinge steigerte sich bei diesen Anzeichen, doch kehrte gegen Abend Alles in's tiefste Schweigen zurück. Am folgenden Morgen erneuerte sich das Geschrei, und man hörte beschleunigte Schritte in den Straßen. Hierauf vernahm man Geheul und Stampfen der Pferde, dem langgezogene Pfiffe folgten. Darauf trat für einen Augenblick Stille ein, aber kurz darauf begann ein lauterer Lärm als zuvor, begleitet von Beifallsrufen, Geschrei und Gesängen. Später ließen sich von fern einzelne zerstreute, dann in der Nähe zahlreiche und vereinte Flintenschüsse vernehmen. Es folgten Kanonenschläge, welche majestätisch mit einem lauten Glockengeläute vermischt, unter den Bogengängen des Gefängnisses widerhallten.

Das Getöse vermehrte sich und kam immer näher; endlich hörten die Gefangenen einige heftige Schläge gegen die Thore des Gebäudes, und bald darauf sahen sie plötzlich den Hof von einer ungeheuern Menschenmenge angefüllt, die mit Knütteln, Spießen, Flinten und jeder Art Gewehren bewaffnet waren.

Man bemerkte in jenem Haufen drohende Blicke,

Augen voller Feuer, kühne Gesichter, erhobene Hände, Geberden des Zornes, der Rache und der Wuth! und Alle trugen auf der Brust die dreifarbige Cocarde!

Es war der 19. März des Jahres 1848! . . .

Die genaue Erzählung der Thaten dieses ruhmvollen Tages gehört in das Gebiet der Geschichte.

Die zwei jungen Gefangenen waren bestürzt, betäubt, verwirrt, und blickten, ohne zu sprechen, durch die Eisengitter des Fensters, als Ernst einen Schrei ausstieß, da er einen Freund inmitten jener Menge erkannt hatte.

Es war der arme, alte Gennaro, der friedlichste Mensch von der Welt, der in den Händen eine Jagdbüchse hielt und Mylord an einem Seil hinter sich herzog. Der gute Alte schrie wie die Andern, und blickte bestürzt rund herum, als ob er etwas suche.

„Gennaro! . . . Gennaro!“ . . . . schrie Ernst, und der treue Diener hörte die Stimme seines jungen Herrn, lief nach jener Seite und fing an zu weinen, als er denselben bleich und abgehärmt, obgleich lächelnd, am Fenster erblickte, und bestürmte ihn mit zahlreichen, verwirrten und wunderlichen Fragen, ohne ihm Zeit zum Antworten zu lassen.

„O, o, mein lieber Herr Ernst!“ sagte der arme Alte. „Tröften Sie sich, seien Sie guten Muths, wir kommen, um Sie zu befreien; wie haben die Tyrannen

vernichtet, fortgejagt für immer! . . . . wo ist Herr Johannes?"

Da er eben einen Gefangenwärter sah, der bleich wie der Tod, die Corridore mit einem Bündel Schlüssel durchschritt, und von zwei bis an die Zähne bewaffneten Männern geführt wurde, fing er an zu schreien: „He, kommt hierher . . . hierher . . . Canaille . . . Sbirre . . . mach' diese Thür auf!" . . . Der Wärter öffnete die Thür, Richard und Ernst umarmten sich mit dem Versprechen, sich wiederzusehen, und während der Erstere sich aus dem Staube machte, wie ein Vogel, der dem Käfig entfliegt, warf sich der Andere in die Arme des liebevollen Dieners.

Mylord erkannte seinen Herrn, machte Wendungen, Capriolen und seltsame Sprünge, heulte, bellte, wedelte mit dem Schwanze, als wenn er das Glück Aller begriffen und getheilt hätte. Unterdessen langte auch Johannes an und die Umarmungen, das Händeschütteln, die Beglückwünschungen und Freudenrufe erneuerten sich.

Jeder politische Gefangene, der aus seiner Zelle herauskam, wurde mit allgemeinem Applause empfangen, während die Diebe in der Hoffnung, bei der Befreiung der Andern auch etwas zu profitiren, durch die Gitter des Gefängnisses „Es lebe die Freiheit, es lebe Italien!" riefen. Aber sie schrieen vergebens, die Freiheit wurde nur den edlen Charakteren wieder zu Theil.

Ernst und Johannes hatten Gennaro, der mit Thränen

in den Augen lachte und sich auf seine Jagdflinte stützte, wie auf einen Stock, in ihre Mitte genommen und legten ihm in einem Zuge so viele Fragen vor, daß der arme Alte, verdutzt, anstatt zu antworten, seinerseits andere Fragen that. Die Jünglinge fragten:

„Was ist denn vorgefallen? Wie habt Ihr's angefangen? Wie geht's den Eltern? . . . . und Virginia und Victoria? und der Mama, und was hat mein Vater gesagt? und was haben sie in dieser Zeit gemacht?" . . . Und der Alte antwortete:

„Haben Sie viel gelitten? — und waren Sie nicht in einer und derselben Zelle? — heilige Marie, wie sind Sie bleich und mager! — Und was haben Sie da drin gemacht?"

Die Eviva's und das erregte Geschrei des Haufens unterbrachen diese Unterhaltung. Unsere drei Freunde marschirten durch die bewaffnete Menge und gingen aus dem Polizeigebäude heraus. Die Straßen waren mit Barrikaden bedeckt, die dreifarbige Standarte wehte an an allen Fenstern, die Glocken läuteten Sturm, und die Kanonen donnerten von Zeit zu Zeit und ihre Schläge hallten in der Luft wieder.

Endlich konnte Gennaro den zwei Jünglingen melden, daß ihre Familien sich im Hause Friederichs versammelt hätten und sehnsüchtig auf sie warteten.

Sie liefen, oder beſſer ſie flogen. Das Wiederſehen war ergreifend.

Man kann ſich leicht das Glück einer Mutter, die Freude eines Vaters, die Zärtlichkeit eines Mädchens denken, die den Sohn, den Bruder, den Geliebten wiederſehen, welcher faſt drei Monate im Gefängniſſe begraben war, ohne daß das Reſultat eines gefährlichen Prozeſſes voraus zu ſehen war. Alle befanden ſich leidend, krank. Sie ſahen aus, als ob ſie alle eine lange und peinliche Gefangenſchaft durchgemacht hätten.

Die arme Catarina, die unglückliche Mutter, hatte tiefliegende Augen und eingefallene Wangen. Virginia's Pupillen waren mit Thränen getränkt, und auf ihrem Geſichte trug ſie das Gepräge eines tiefen Schmerzes; ſelbſt ihr Lächeln war voller Traurigkeit.

Victoria war völlig verändert. Die Roſen, welche ſonſt ihre Wangen ſchmückten, waren verſchwunden. Johannes fühlte eine ſchmerzhafte Ueberraſchung, als er ſeine junge Freundin ſo entſtellt und abgefallen wiederſah.

Das arme Mädchen! . . . Sie barg im Schooße die Frucht ihrer ſchuldvollen Vergeſſenheit. Zu dem Schmerze über die Gefangenſchaft Johannes geſellte ſich für ſie dieſes qualvolle Bewußtſein.

Doch die Freude über die Befreiung der Gefangenen erheiterte für einen Augenblick Aller Geſichter; aber nur

wie ein Sonnenstrahl, welcher Ende des Herbstes auf den dürren Blättern der Bäume glänzt.

Der Schmerz läßt, wenn er auch schnell vorübergeht, tiefe Spuren zurück, wie der Sturm in den Alpen.

Den Tag nach der Befreiung folgten die Jünglinge ihren Freunden und nahmen Theil am Kampfe. Die Angehörigen bangten, aber sie widersetzten sich dem nicht.

Die Umstände machen den Mann. Gennaro war in seinem vorgerückten Alter ein Krieger geworden. Er, der immer einen Abscheu vor den Waffen gehabt hatte, wollte dieses Mal am Kampfe Theil nehmen. Er führte jedoch Mylord mit sich, indem er vielleicht mehr auf die Zähne seines Hundes, als auf den Hahn seiner Flinte zählte.

Gennaro stand eines Abends Schildwache an der Ecke einer Straße, welche auf den Schloßplatz ausmündet. Ein deutscher Soldat, der sich hinter den Bäumen verborgen gehalten hatte, erschien unversehens vor ihm. Gennaro, der so jählings überrascht wurde, hörte nur die Stimme seiner furchtsamen Natur, und seine erste Bewegung war, Fersengeld zu geben. Der Soldat verfolgte ihn, um ihn zum Gefangenen zu machen; aber Mylord, der in einem Winkel schnarchte, erwachte von dem Geräusch der hastigen Schritte, er sah Gennaro verfolgt, und begriff sogleich die Gefahr, machte einen furchtbaren Sprung, verfolgte den Soldaten, packte ihn am Halse und mit

seinen festen Zähnen nöthigte er denselben sofort zum Stehenbleiben. Gennaro blieb im Laufen und war schon weit entfernt, als er schmerzhaftes Schreien hörte, sich umwendete und den Kampf seines Feindes mit dem Hunde wahrnahm. Mylord hielt fest; der Soldat wand sich vor Schmerz und Zorn heulend hin und her. Gennaro rief um Hülfe, und vereint mit einem Trupp Kameraden, kehrte er auf den Kriegsschauplatz zurück, wo dann der Soldat gefangen genommen wurde. Mylord wurde nun eine Berühmtheit und hatte dennoch die Bescheidenheit, keinen Orden zu verlangen, nur Gennaro rühmte sich überall, einen riesigen Kroaten mit fürchterlichem Knebelbart entwaffnet und ihn zum Kriegsgefangenen gemacht zu haben.

Der gute Alte erhielt jedoch am folgenden Morgen eine größere Genugthuung. Während er an einer Barrikade im Innern der Stadtwache stand, sah er einen Mann vorüber gehen, den er zu kennen vermeinte. Er rief um Beistand, und umgeben von Gefährten sagte er zu diesen mit der Miene etnes Oberbefehlshabers: „Freunde! ergreift diesen Menschen! er ist eine excellente Beute!“ . . . Der Befehl wurde augenblicklich ausgeführt; das Individuum wollte sich widersetzen und versicherte der ehrbarste Mensch zu sein, dabei schrie es so lange, als es Athem in der Kehle hatte:

„Es lebe Italien, die Freiheit, die Unabhängigkeit,

das Volk, das Vaterland!“ — und fügte hinzu: „laßt mich gehen, und thut mir keine Gewalt an.“

Aber Gennaro antwortete mit einer finsteren und kühnen Miene:

„Wir thun unsere Schuldigkeit!“ und als er ihn auf die Hauptwache gebracht hatte, erklärte er, einen Polizei-Commissarius verhaftet zu haben. — Es war jener, der vor drei Monaten Ernst gefangen genommen hatte.

Endlich brach der Morgen des 23. März an. Mailand war vollständig von Oesterreichern geräumt. Die provisorische Regierung hatte sich den Tag vorher regelrecht constituirt. Der Kampf in den Straßen der Stadt hatte aufgehört.

Ernst sah bei einem Gang über den Corso an die Porta Orientale, einen bis an die Zähne bewaffneten Menschen. Er erkannte ihn und lachte ihm von Herzen in's Angesicht. Es war der Conte Aurelio, der es immer eine Thorheit genannt hatte, sich der Gewalt der Bajonnette zu widersetzen. An dem Tage, an welchem der Kampf begann, verbarg er sich in den Keller und blieb da während der „fünf Tage“ versteckt, vor Furcht und Hunger die Zähne zusammenschlagend. Als er am sechsten Tag keinen Flintenschuß mehr hörte, wagte er es, den Kopf aus seinem Versteck herauszustrecken, und da ihm der Portier versicherte, es sei alles beendigt, so lief er auf sein Zimmer, setzte sich einen Calabreser Hut, mit einer riesenhaften

Cocarde geschmückt, auf den Kopf, hing sich ein kleines Schwert mit zwei schönen Quasten um, steckte zwei Pistolen und einen Dolch in den Gürtel, den er sich um die Hüften band, und ging zum Hause hinaus, durchlief alle Straßen, alle Kaffeehäuser und rühmte sich wunderbarer Heldenthaten, tausend Mann mit eigener Hand getödtet zu haben.

Ernst und Johannes, denen die Freiheit zurückgegeben war, wollten das frühere müßige Leben nicht fortsetzen. Die neue Regierung lud alle Jünglinge ein, die Waffen zu ergreifen; sie entschlossen sich sogleich, die Büchse zu nehmen und dem Vaterlande zu dienen.

Virginia trug all' das Unerwartete, Ungewohnte mit musterhafter Ergebung, mit einem bewundernswürdigen Heroismus; aber sie litt innerlich und ihr Enthusiasmus für die großen und edlen Handlungen verhinderte sie nicht, im Herzen um den Geliebten besorgt zu sein. Victoria hatte ihre Lage Johannes anvertraut und er versprach ihr, bei seiner Rückkehr ernstlich darauf bedacht zu sein, sie der Schande und allen üblen Folgen ihres Zustandes zu entheben. Indessen rieth er ihr, still zu sein, sich zu verstellen und auf Gott zu hoffen. Wir werden jede Angelegenheit besser nach dem Kriege ordnen, schloß Johannes, das Vaterland wird gegen jene Frauen, welche neuen Bürgern das Leben geben, welche die Lücken ausfüllen, die die auf dem Schlachtfelde Gestorbenen gelassen, erkenntlich sein.

Die Väter segneten ihre Söhne und empfahlen sie der Obhut des Himmels. Virginia stickte die Cocarden, Catarina und Victoria machten das Uebrige zurecht, und die guten Eltern versahen die zwei Söhne mit hinreichendem Geld, damit es ihnen an nichts mangeln möchte. Gennaro wollte ihnen folgen, wurde aber von seinem Herrn mit Gewalt zurück gehalten. Der Alte weinte und murrte darob.

Eines Morgens kündigte die Militärmusik den Abmarsch an. Die beiden Jünglinge sahen noch einmal ihre Eltern, ihre Geliebten, ihre Freunde im Fenster. Die Tricolore zog im Winde wehend vor den rasselnden Trommeln her, die Bajonnette blitzten in der Sonne. Die beherzte Jugend sah schön aus unter jenen Waffen, die für die Vertheidigung des Vaterlandes getragen wurden. Der Haufe, der zusammenlief, um seine hochherzigen Mannschaften zu bewundern, beugte sich vor ihrer Ehre und ihrem Muth und gab seinen Beifall mit Herz, Mund und Hand zu erkennen.

Der Ton der Trommeln entfernte sich immer mehr, das Volk, welches die Straßen versperrte, verlief sich nach und nach, und die Familien der jungen Soldaten zogen sich schweigend in ihre Wohnungen zurück. Der herrschende Enthusinsmus linderte in jenen zarten Herzen den Schmerz, der so natürlich war, da der Abschied der letzte sein konnte und die Rückkehr ungewiß war. Während die alten Väter

und ihr treuer Diener sich unbeweglich ansahen, ohne ein Wort zu sprechen, schlossen sich die beiden Mädchen in ihr Kämmerchen, ließen den Thränen freien Lauf und beteten für die fernen Freunde. Victoria, die tief betrübt war über dieses neue Verlassensein, konnte sich nicht trösten. Sie dachte mit Schrecken an alle Gefahren des Krieges und die Kühnheit Johannes ließ sie das Aeußerste befürchten.

Virginia war neben ihrem Bett niedergeknieet und blieb lange Zeit unbeweglich und nachdenkend, mit Augen ohne Thränen, aber mit einem von Betrübniß und bangen Vorgefühlen überströmenden Herzen. Sie glich einem jener Genien von Marmor, welche traurig neben den Gräbern stehen. Und sie bat für das Vaterland, für den Bruder, für den Geliebten und für alle Jene, die in der Blüthe ihrer Jahre, mit dem Namen Italiens auf den Lippen, ihr Blut verspritzen würden auf die Erde, welche Gott als ein väterliches und brüderliches Erbtheil den Menschen geschenkt hat, und die zu einem Thränenthal des Bruderkrieges entweiht wird.

Zehntes Capitel.

Die Rückkehr.

Die ersten Tage ging alles bewundernswürdig. Es fehlte nicht an Festen, an Jubel und Lust. Die neue Regierung geizte weder mit Proclamationen, noch mit officiellen Kriegsbülletins, nach denen jeden Tag einige tausend Feinde fielen. Doch die anmaßende Unwissenheit zögerte nicht, ihr Haupt zu erhoben. Jeder hatte einen Rath zu ertheilen, eine Meinung vorzubringen. Man sprach mehr, als man handelte, und die Einigkeit wurde mehr zerrüttet als gestaltet. Aus allen dem entstand Zerwürfniß, unser Todfeind seit so vielen Jahrhunderten. Die erbärmliche Nichtigkeit fuhr fort, Triumph zu schreien und glaubte sich am Ziel zu sehen, da sie kaum den ersten Schritt gethan hatte. Aus den thörichten Anmaßungen, der frechen Dreistigkeit sproßten üppig die verderblichen Schmeicheleien des Volkes. Doch überlassen wir Andern diesen ernsten Stoff; wir erzählen einfache Geschichten, indem wir den großen Thaten dieser Epoche von fern

folgen. Ernst hatte Virginien aus dem Felde geschrieben. Hier ist ein Bruchstück seines Briefes:

. . . . . .

„Eine ruhige und heitere Nacht war auf die schreckliche Schlacht am Morgen gefolgt. — Ich stand als Wache auf offenem Felde. Der Mond erhellte jene Erdschollen, die noch von menschlichem Blut naß und bedeckt mit Leichnamen waren. Das vollständigste Schweigen war auf den Widerhall der Kanonen gefolgt; die frischen Lüfte, welche vom Gardasee herwehten, trugen Wohlgerüche, wo wenig Stunden vorher die Luft vom Schwefelgeruch des Pulvers getränkt war. Wie unglücklich sind die Italiener, daß sie nicht in Frieden sich an diesen sanften Lüftchen zwischen diesen wonnevollen Hügeln freuen können! . . .

Diesen Morgen muß das Auge des Schöpfers geschaudert haben, . . . wenn es nicht voller Erbarmen gelächelt hat! Der Geist der Zerstörung schwang seine Flügel über uns und mit seinem rächenden Schwert geißelte er die Heere. O, welch' schreckliches Blutbad!

So lange auf der Welt Soldaten sein werden, wird die Gesittung nicht an's Ziel gelangen. Die größten Feinde des menschlichen Rechtes sind die Bajonnette und die Degen! Meine Virginia, hier auf dem Schlachtfelde bekomme ich Abscheu vor den Menschen! und ich möchte mich versucht fühlen, sie zu verfluchen, wenn sich der Ge-

danke nicht zu Dir wendete, Engel des Paradieses, der auf die Erde herabgestiegen ist, um mit süßem Lächeln dieses Leben zu erfreuen und die wilden Löwen zu zähmen! Bitte Gott, daß ein Tag kommen möge, an dem sich alle Menschen die Hände drücken, sich gegenseitig zu Hülfe kommen und lieben können; an welchem die Vernunft die Gewalt, die thörichten Vorwände und die barbarischen Gewaltthaten überwiegt; bitte Gott, Virginia, daß die Erde, welche er dazu hergegeben hat, damit alles in Frieden entstehe, lebe, liebe und gedeihe, nicht länger durch Blut geschändet und entheiligt werde!"

. . . . . .

Während die Muthigen auf dem Schlachtfelde ihr Leben auf's Spiel setzten, fuhren in Mailand der Conte Aurelio und seine Freunde in Kavallerie-Uniformen in Droschken herum und ließen ihre leuchtenden Helme und ihre jungfräulichen Degen in der Sonne glitzern. Einige tummelten ihre Rosse englischer Race auf dem Corso, Andere spazierten auf den Bollwerken in großen Uniformen herum und klirrten bei jedem Schritt mit den Sporen, die nie die Weichen eines Pferdes berührt hatten. Andere widmeten sich, um eine martialische und drohende Miene zur Schau tragen zu können, ganz und gar der Kultur ihrer Abscheu erregenden, riesenhaften Schnurrbärte.

Wollte man die Stadt nach diesen Mustern beur-

theilen, so hätte man sie ein Volk von Kindern nennen können! ... Aber es war in der Wirklichkeit nicht so, denn der Muthigen und Hochherzigen waren genug da, und sie übertrafen an Zahl bei Weitem die Narren und Possenreißer.

Es ist schmerzhaft, jene lächerlichen Scenen zu erzählen, wenn man von so ernsten Zeiten spricht; aber sie verschweigen zu wollen, würde ein thörichter Vorsatz sein. Man muß den nichtsbedeutenden Menschen den Spiegel vorhalten, damit sie beim Anblick ihres lächerlichen Bildes, sich dessen schämen und verständiger werden.

Wenn übrigens die frivolen und nichtigen Seelen nicht fehlten, so waren zum Ausgleich doch große Männer zur Genüge da! Es mögen für uns die Balcone des Palastes Marino reden und die des Hotels „Bella Venezia." — Der Platz „San Fedele" war zum revolutionairen Panorama geworden; dort hörte das versammelte Volk die Drakel. Sie repräsentirten die allgemeine Eintracht in bewundernswürdiger Weise. Heute rühmte Einer das Schwarze und verwarf das Weiße, und das Volk klatschte Beifall; morgen rühmte ein Anderer das Weiße und verwarf das Schwarze, und das Volk klatschte Beifall; der Eine sprach für den Krieg, und das Volk applaudirte; ein Anderer sprach für den Frieden, und das Volk applaudirte stets und Allen!

Unser Gennaro fehlte nie bei den Versammlungen

auf dem öffentlichen Platze; er nahm immer seinen treuen Mylord mit oder ließ sich von ihm das Geleit geben und dort politisirte er mit anderen befreundeten Dienern und gab seine patriotischen Ausrufe von sich, je nach dem Winde.

Aber der siebenundzwanzigste Juli brachte traurige Nachrichten vom Felde, von einer Niederlage und einem überstürzten Rückzuge.

Einige Tage später kämpften Ernst und Johannes muthig unter den Mauern Mailands. Jeder Kanonenschlag hallte erschrecklich in dem Herzen der duldenden Frauen wieder, welche ihre Lieben so vielen Gefahren ausgesetzt wußten.

Virginia betete stets für Alle, wie der Engel des Erbarmens. Victoria zitterte und wagte weder zu weinen noch zu beten, und die arme Catarina, die zärtliche Mutter eines einzigen Sohnes, erwartete die Nachrichten mit gepreßtem und von Kummer überfüllten Herzen.

Gennaro lief aufgeregt und athemlos hin und her, um Neues zu erfahren. Es waren verwirrte und vage Gerüchte von Verrath und Verschwörung im Umlauf.

Die Exaltation hatte alle Gemüther ergriffen. In der Stadt herrschte ein rasendes Rennen, ein sorgenvolles gegenseitiges Fragen, welches große Unglück dem Vaterland drohte, wie groß die Zahl der Verwundeten und Todten wäre!

Außerhalb der Mauern zerrissen die Kanonenkugeln die hochherzigen Jünglinge und Männer und streuten auf der Erde die blutigen und rauchenden Eingeweide umher. Der Rauch des Pulvers bedeckte das Blutbad, die Luft tönte vom Wiehern der Pferde, dem Schreien der Kämpfenden und dem unheilvollen Toben der Schlacht wieder.

Mit Staub und Schweiß bedeckt, kämpften die beiden jungen Freunde neben einander, als die Kugel einer feindlichen Muskete durch die Luft pfeifend die Brust Johannes' traf und ihn zu Boden riß. Ernst bückte sich, um dem halbtodten Freund Beistand zu leisten, als eine zweite Kugel auch ihn erreichte und ihn zur Seite Johannes niederwarf. Im Blute schwimmend, das reichlich aus ihren Wunden floß, lagen beide zwischen zerstreuten und zerschlagenen Waffen und zerbrochenen Karren auf der Erde.

Ein Arzt, der umhereilte, kam sogleich hinzu, hob sie unter Beistand seiner Gehülfen auf und ließ sie in die Stadt zu ihren Familien bringen.

Herr Friederich, Virginia und Victoria warteten wie gewöhnlich auf Nachrichten. Sie hörten die Thorschelle heftig ziehen. Victoria läuft um zu öffnen und stößt einen Schrei aus. Zwei Männer bringen Johannes auf einer Tragbahre getragen. Der Vater und die Schwester helfen den Verwundeten auf's Bett legen. Man schickte

nach dem Arzt, der auch nicht auf sich warten ließ. Kaum angekommen, legt er die eine Hand an den Puls Johannes' und die andere auf dessen Herz. Sie schlagen nicht mehr! .... Johannes ist todt! .... Der Arzt wagte es nicht, der Familie die schmerzhafte Nachricht zu geben, und verlangte allein zu bleiben. Die Angehörigen verlassen die Stube, der Arzt bedeckt den Leichnam mit dem Betttuch und bleibt nachdenkend stehen, auf welche Weise er Jenen die Mittheilung von einem so herben Verluste machen solle. Er gedenkt es zuerst Victoria, als derjenigen, die dem Todten am Entferntesten stehe, zu sagen. Er geht hinaus, ruft sie und beginnt zu ihr zu sprechen. Bei dem ersten Wort erräth Victoria Alles und wird ohnmächtig. Die Andern eilen herbei, und das unersetzliche Unglück ist kein Geheimniß mehr. Auf die traurige Botschaft folgt ein Schweigen, das schmerzlicher als das Geschrei ist; es ist, als ob der Kummer jene Gesichter, die bleich wie der Tod sind, versteinert hätte.

Virginia schlingt ihre Arme um den Hals des Vaters, sie bewegt sich convulsivisch, zittert an allen Gliedern, aber sie weint nicht .... Der Vater bleibt erstarrt mit festem und unbeweglichen Blick, wie ein Mensch, dem die Sinne schwinden. Sie führen sich gegenseitig in das Zimmer des Todten; Niemand wagt es, ihre Schritte aufzuhalten. Dort angelangt, knieen sie zu den Füßen des Bettes nieder, bitten für jenes Opfer .... und

endlich finden sie im Gebet die Thränen und brechen in Weinen aus.

Auch Ernst wurde, als er nach Hause gebracht war, sogleich auf ein Bett gelegt. Vater und Mutter leisteten ihm den ersten Beistand, bis Gennaro mit dem Arzt kam. Seine Wunde war leicht. Für einen Augenblick wurde das Herz der betrübten Eltern aufgeheitert, bis die Nachricht vom Tode Johannes sie wieder von Neuem betrübte.

Wie viel bittere Schmerzen, welch' unbeschreibbarer Kummer in einem Tag! —

Während der Nacht hütete ein Wächter den Leichnam Johannes'. Zu Füßen des Bettes brannte ein Licht. So viel Kraft des Lebens, das am Morgen noch viele Jahre zu blühen versprach, war abgestorben! — Der Tod hatte seinen Stempel auf jenes Gesicht gedrückt. Die Augen des Leichnams waren halb offen, der Mund halb geschlossen, die Wangen grünlich, die Haare rauh und staubig.

Gegen Abend des folgenden Tages fand das Begräbniß statt. Der Leichenzug zog durch dieselbe Straße, durch die Johannes einige Monate früher mit dem Gewehr auf den Schultern und voller Hoffnung in der Seele marschirt war. Die mit schwarzem Tuche bedeckte Leichenbahre wurde durch die bewegte und aufrührerische Stadt getragen. Sie drang fast unbeachtet durch einen Haufen

von Personen, die von den schweren Ereignissen des heutigen Tages erregt und für den nächsten Morgen besorgt waren.

Die Stadt war belagert, die Kanonen donnerten fortwährend von den Mauern; Alle fragten sich, was man zu thun gedächte, in so schweren Augenblicken? Wie soll es enden! — und indessen ging das Leichenbegängniß vorüber; und Alles war für den vorüber, der da zur letzten Wohnstätte getragen wurde.

Mit Ernst besserte es sich jeden Tag mehr; aber die Ereignisse jagten sich und brachten traurige Neuigkeiten. Der Kampf war verloren, die Oestreicher sollten am nächsten Tage in Mailand einziehen. Ernst war in seiner Sicherheit bedroht.

Die zwei Familien beschlossen in die Tremezzina sich zurückzuziehen. Dort, hoffte man, werde die Stille dem Schmerz über den erlittenen Verlust einigermaßen das Herbe nehmen; die Ruhe werde Ernst's Gesundheit herstellen und, im Falle der Gefahr für seine Freiheit, wäre die Schweiz nahe.

Gegen Abend verließen sie Mailand mit beklommenen Herzen. Auf manchen Wegen herrschte wüstes Lärmen, auf andern ein trauriges Schweigen. Man nahm die italienischen Wappen ab und setzte die Doppeladler über die Thüren der öffentlichen Gebäude. Die Fenster der Häuser waren geschlossen und diese selbst verlassen. Die

Wege, welche in's Piemontesische führten, waren von Reisenden überfüllt, die Straße nach Como wurde von Familien versperrt, welche in Masse answanderten. Da sah man langsam von Ochsen gezogene Karren, die mit Kisten und Koffern beladen waren, auf diesen und auf Hausgeräthen saßen hinfällige Greise, ängstliche Frauen, die ihre kleinen Kinder fest am Busen hielten, und abgezehrte, bangende Kranke. Mancher Greis, dem die Mittel fehlten, um zu fahren, schleppte sich langsam auf dem staubigen Wege hin.

Zerlumpte und von den Mühen des Krieges übel zugerichtete Soldaten von jeder Fahne und von jedem Regiment zogen vereinzelt dahin, und wenn ein fernes Geräusch an ihr Ohr schlug, warfen sie Waffen und Bagage zur Erde, und die letzten Kräfte zusammennehmend, flohen sie, von der Furcht gejagt. Es konnte kein traurigeres und trostloseres Schauspiel geben.

Die zwei Familien langten spät in der Nacht auf der Villa an. Die Reise, obgleich sie kurz war, hatte Ernst's Wunde verschlimmert. Virginia war in Folge der heftigen Gemüthsaufregungen leidend.

Sie richteten sich stillschweigend ein. Die Freudigkeit früherer Zeiten war verschwunden. Jedes hatte seinen Schmerz, der ihm die Seele durchschnitt und ihm das Leben bitter machte. Das ewige Lächeln jener schönen

Natur war bei so vielen Aengsten zur grausamen Ironie geworden.

Zu Mailand war Alles beendigt. Die Todesstille des Grabes war dem Lärmen der Schlacht gefolgt. Der Tambour unterbrach von Zeit zu Zeit jenes Schweigen — aber er hatte den Takt geändert.

Der Conte Aurelio hatte seine Waffen abgelegt und sie der neuen Regierung bis zu seinem letzten Messer ausgeliefert. Er verleugnete die freien Ideen, welche er vom sechsten Tage der lombardischen Revolution angenommen hatte, erkannte von Neuem die österreichische Regierung als absolute Herrschaft wieder an, griff zu den alten Gewohnheiten, ergab sich in Frieden in die neuen Maßregeln uud suchte einigen Trost in dem Caffeehause des Marlina, in der Küche des Cova und zwischen den Delicatessen und Näschereien Rainoldi's.

Zehntes Capitel.

Die Flucht.

Langsamen Schrittes und schweigend wandelten eines Abends Virginia und Victoria durch den Garten. Im vorigen Jahre liefen zu derselben Zeit die beiden jungen Mädchen fröhlich auf ebendenselben Wegen umher und ihre farbigen Kleider, die vom Wind bewegt wurden, flatterten neben den Blumenbeeten. Aber das Unglück hatte ihr Lächeln verwischt, ihre Sprünge eingehalten und jene bunten Kleider in dunkle Trauergewänder verwandelt. Gennaro rauchte seine Pfeife, etwas entfernt auf einer hölzernen Bank sitzend. Der tapfere Mann war nachdenkend und melancholisch geworden. Die großen Veränderungen, die in wenigen Monaten vorgegangen waren, hatten ihm den Kopf schwer gemacht und sein Gehirn erschüttert; am meisten hatte er durch den Tod Johannes', als wie seines eigenen Sohnes, gelitten.

Die einzige Freude, die dem guten Alten bei so vielen Schicksalsschlägen geblieben, war seine Victoria. Er folgte ihr mit den Augen, während sie zur Seite Vir-

ginias dahinschritt, und dankte Gott aus Herzensgrund, daß er ihm diesen Trost in seinem vorgerückten Alter bewahrt habe. Er bemerkte jedoch mit Verwunderung, wie so viele Leiden, welche auch sie ergriffen, weit davon entfernt, der Gesundheit seiner Tochter zu schaden, ihr vielmehr eine besondere Körperfülle verliehen hatten. Ihr Gesicht hatte zwar gelitten, ihre Augen waren matt von Thränen .... aber ihr Körper hatte eine gewisse Rundung angenommen, so daß sie sich nicht leicht beeilen konnte. Dieser Kontrast zwischen dem leidenden Ausdruck des Gesichtes und dem Umfang des Körpers war ein unlösbares Räthsel für Gennaro, der nicht wußte, was er davon denken sollte.

Als er sie in's Haus eintreten sah, ging er an sie heran, zog sie bei Seite und sagte zu ihr:

„Sag' mir mal, Victoria, ich fürchte, Du ziehst zu viel Unterröcke an. Das steht Dir nicht gut, und dann wirst Du diesen Winter frieren und Dich nicht noch mit mehr Kleidern umgeben können."

Dem Mädchen schien der Erdboden unter den Füßen zu schwinden, sie fühlte das Blut heftiger durch die Adern laufen, wurde über und über roth und ging ganz gebeugt davon. Aber am Abend, als sie sich in ihre Kammer zurückzog, dachte sie über die Worte ihres Vaters nach und gewahrte, daß sie nicht länger ihre Lage verbergen könnte.

Die Schande und die Entehrung drohten ihr und sie wußte nicht, wie sie ihnen entfliehen, noch wie sie ihnen die Stirn bieten sollte.

Virginia etwas sagen war unmöglich; ihre Unschuld würde sie es nicht haben begreifen lassen. Ihrem Vater Alles entdecken? lieber würde sie tausendmal gestorben sein! Der arme Alte liebte sie, und schätzte sie so sehr, daß ein solcher Schlag ihm das Herz gebrochen hätte.

Sie brach in Weinen und Schluchzen aus und bat den Himmel um Mitleid und Hülfe. Nachdem sie ihren Schmerz durch reichliche Thränen erleichtert hatte, beschloß sie zu fliehen.

Fliehen! — armes Mädchen! — aber wohin und mit wem? Sie hatte nie den Fuß auf die Straße gesetzt ohne Begleitung, und hatte nie an alle die Entbehrungen, an die Schmerzen und an die Gefahren des Elendes und des Hungers gedacht, sie war wie eine Dame erzogen worden und es hatte ihr nie an etwas gemangelt.

Fliehen! — aber sie dachte wohl nicht, daß man nicht leicht und ohne maßlosen Schmerz alle theuern Gegenstände, den Vater, die Freunde, die süßen Gewohnheiten, und das Dach, unter welchem man so lange und mit so vielen herzlichen und liebevollen Menschen gelebt hat, verläßt!

Fliehen! — aber sie wußte nicht, daß man ohne Geld auch nichts bekommt; daß man außerhalb des

Hauses jeden kleinsten Gegenstand bezahlen muß und daß ein schönes Mädchen ohne Geld Gefahr läuft, die Zeche recht theuer bezahlen zu müssen!

Victoria wußte das Alles nicht: sie wußte und dachte nur an Eines — an die Flucht, um der Schmach zu entgehen und sich in irgend einem Winkel der Erde zu verbergen. Sie beschloß fortzugehen, ehe noch Jemand im Hause sich vom Lager erhöbe, machte ein Bündelchen, aus wenigen Sachen, die ihr gehörten, steckte sich einige Geschenke Johannes, theure Andenken an die schönen Tage, welche sie zusammen voll von freudigen Hoffnungen verlebt hatten, in die Tasche; und nachdem sie diese wenigen Vorkehrungen beendigt hatte, setzte sie sich auf ihr Bett und erwartete den Morgen.

Nun fing sie an, an ihren armen Vater zu denken, der sie so sehr liebte, an Virginia, von der sie wie eine Schwester behandelt wurde, an Ernst, den innigsten Freund ihres Johannes, an Catarina, die gute Familienmutter, an die zwei guten Alten, Hippolyt und Friedrich, und sah sie alle trostlos, weinend und verzweifelnd über ihre unvermuthete Abreise. Alle waren stets gut, so nachsichtig gegen sie gewesen, hatten so viel in der letzten Zeit gelitten, und sie, statt sie zu trösten, statt erkenntlich zu sein, ging, ohne Jemandem etwas zu sagen, von Hause weg und vermehrte so deren Schmerz durch neues Betrübniß.

Alle diese Gedanken füllten ihr bis zum Zerspringen die Brust mit Seufzern und die Augen mit Thränen. Sie weinte, weinte lang und streckte sich auf ihr Bett hin, übermannt vom Weh und von Gewissensbissen.

Sie wollte einen Brief an ihren Vater schreiben, dann an Virginia. Sie fing das erste Wort an, zerriß dann das Papier und fing von Neuem an.

Was sollte sie sagen? wie sich rechtfertigen? wie so vielen Kummer, von dem sie die Ursache war, stillen? Sie schrieb verschiedene Seiten, las sie durch, zerriß sie, fing von Neuem an und endigte damit, daß sie alle die Blätter zerriß, die doch weder ihre Gedanken noch ihre Schmerzen wiedergaben.

Betäubt von der mühevollen Arbeit und dem Weinen, stellte sie sich mit glühendem Gesicht an's Fenster, um Luft zu schöpfen.

Die Dämmerung begann hinter den Bergen. Es wehte ein milder, frischer Morgenwind, der ihr das Antlitz erfrischte. Die Natur war ruhig, heiter, lachend.

Sie stand einige Augenblicke am Fenster, stumpf und ohne Regung und betrachtete die Landschaft.

Endlich raffte sie sich auf, dachte noch einmal an die Worte ihres Vaters, welche er den Abend vorher an sie gerichtet hatte, stellte sich die Entehrungen vor, welche ihr bevorstanden, und beschloß, nicht länger zu warten, sondern zu gehen.

Ihr kleines Bündelchen nahm sie unter den Arm, blickte noch einmal rings in der Stube umher; und sagte mit zerrissenem Herzen allen jenen Gegenständen Lebewohl, die so beredt zu ihrem Herzen sprachen, und die seit so langer Zeit ihr lieb geworden waren.

Sie warf noch einen letzten Blick auf ihr Bett, in welchem sie in ihrer Unschuld so sanft geschlafen hatte, umgaukelt von den heiteren Träumen der jungfräulichen Phantasie, und auf dem sie dann die schlaflosen Nächte verbracht hatte, aufgeregt von ungewohnten Gedanken und gebadet in Thränen.

Nachdem sie die Thüre leise geöffnet hatte, ging sie auf den Zehen durch den Corridor und vor dem einsamen Zimmer Johannes vorbei. Da blieb sie einen Augenblick stehen und erinnerte sich jenes unglücklichen Tages, an welchem sie furchtsam und zagend eingetreten, und schuldvoll herausgekommen war; sie wähnte ihren Freund noch voll Leben und in der Blüthe der Jugend zu sehen.

Langsam schritt sie die Treppe hinab, öffnete mit Vorsicht das Thor nach dem Hofe und der Straße hin und verließ das Haus. Mylord kam ihr fröhlich entgegen, und mit dem Schwanze wedelnd und die Kniee des Mädchens mit seinem Kopfe liebkosend, schien er sie zu bitten, doch zu bleiben.

Es gelang ihr nur mit Mühe die Liebesbezeugungen ihres treuen Gefährten zu mäßigen und sie war tief ge-

rührt von seiner Zuneigung. An dem Gitter-Thor angelangt, zog sie leise den eisernen Riegel weg, den man bei Nacht vorlegte, drückte die Klinke auf und ging hinaus, das Thor hinter sich wieder schließend. Als sie sich auf dem Weg befand, wandte sie die Blicke zum Hause zurück. Alle Schaltern waren noch geschlossen, außer denen ihres Zimmers. Es dachte sicherlich Niemand in jenem Augenblick an die Flucht des Mädchens. Sie legte eine Hand auf's Herz, um seine Schläge aufzuhalten und fing zu wandern an, ohne zu wissen, wohin, indem sie ihren Füßen und dem Geschick die Aufgabe überließ, sie zu leiten.

Eine Stunde nach dem Weggange Victorias, erhob sich Gennaro ruhig von seinem Bette, stieg die Treppe hinab und trillerte zwischen den Zähnen eine seiner Lieblingsmelodien, ohne die entfernteste Ahnung von seinem neuen Mißgeschick.

Er trat in die Küche, öffnete die Fensterladen, und machte sich, wie er gewohnt war, an seine Arbeit. Später kamen die Herren herunter und zuletzt Catarina und Virginia.

„Wo ist Victoria?" — fragte man verwundert. — „Was macht Victoria, daß sie nicht hinunter kommt? Sollte sie noch zu dieser Stunde im Bett sein?"

Gennaro, der seine liebe Tochter gern entschuldigen mochte, antwortete:

„In ihrem schönen Alter schläft man gut! der Schlaf der Unschuld ist ein süßer Schlaf!"

Dann stieg er die Treppe hinauf, um sie zu wecken; vor der Thüre angelangt, klopfte er leise, um sie nicht mit einem unvermutheten Schlag aufzustören, doch da sie nicht antwortete, klopfte er etwas stärker. Das Schweigen dauerte fort, der Alte begann unruhig zu werden; er faßte den Drücker des Schlosses, drückte darauf; die Thür war offen: er trat in die Stube und fand sie leer.

Man sah, daß sich das Mädchen nicht zu Bette gelegt, wohl aber auf die Decke zum Ruhen ausgestreckt hatte.

Der Schrank war halb offen und in Unordnung, auf der Erde sah man die zerrissenen Blätter, die Kerze war niedergebrannt.

Der arme Alte fühlte, wie ihm die Sinne schwanden, er hatte nicht die Kraft, sich aufrecht zu halten, ließ sich auf einen Stuhl fallen, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, fing er an wie ein Verzweifelter zu weinen.

Obgleich er nichts Gewisses über ihr Verschwinden wußte, ahnte sein väterliches Herz doch irgend ein außerordentliches Unheil.

Wenige Augenblicke darauf stieg er die Treppe hinab, weinend und unter Seufzern ausrufend:

„O Gott! ein neues Mißgeschick! ein neues Un-

glück! mein armes Mädchen! wo ist mein armes Kind! Victoria? . . . meine Victoria! . . ."

Alle umringten ihn, begierig zu hören, was vorgefallen sei und voller Furcht vor dem, was sie vernehmen würden. Sie redeten ihm zu, versuchten ihn zu beruhigen, aber der Alte fuhr fort zu weinen und nach seiner Victoria zu rufen.

Beruhigt Euch, es wird nichts sein; was ist denn vorgefallen? wo ist Victoria? — und der arme Gennaro antwortete, indem er sich die Haare vom Kopfe raufte.

Endlich nach langem eindringlichen Fragen, erfuhr man, daß sich Victoria nicht zu Bett gelegt hätte, daß ihre Stube in Unordnung und sie verschwunden sei.

Alle machten sich daran, Victoria aufzusuchen; der Eine wollte auf dem Felde nach ihr forschen, der Andere rief in den Alleen ihren Namen.

Gennaro eilte zitternd nach dem See, um zu sehen, ob sie hineingefallen wäre; aber die ruhigen und stillen Wasser verriethen kein Geheimniß und verbargen ihren Abgrund mit einer himmelblauen Oberfläche.

Man ging zum Verwalter, man fragte die Leute in der Umgegend — Niemand hatte sie gesehen!

Gennaro erinnerte sich jetzt, am Morgen den Riegel am Gitterthor zurückgeschoben gefunden zu haben. Es galt also kein Zweifel mehr: sie war fortgegangen, geflohen, Gott weiß wohin und mit wem! . . .

Nun ging Gennaro vom Schmerz zum Zorn und Unwillen über. Er drohte und raste, hob die Fäuste empor und rief:

„Ich werde dich kriegen! ich will dich lehren, mir solche Geschichten zu machen. Ah! ich will dir eine Lection geben, an der du für das ganze Leben genug haben sollst. — Du Scheinheilige! Undankbare! Du Herzlose!“

Und er lief hin und her, wie ein Rasender, ohne Jemandem Gehör zu schenken. Dann dachte er daran, daß sie fern von ihm, allein auf der Welt Gefahren ausgesetzt sein und sich vielleicht in Noth und Elend befinden würde; und er mäßigte sich, schwieg und fing wie ein Kind zu weinen an.

Auch Virginia beweinte ihre Gefährtin und wußte nicht, was sie denken sollte. Alle waren über dieses neue Mißgeschick tief betrübt und konnten es nicht begreifen.

Man schickte überall hin Boten, mit dem Auftrag, sie zu suchen und zurückzubringen.

Gennaro wollte sich selbst auf den Weg machen und lief auf der Landstraße hin, mit lauter Stimme seine Tochter rufend; alle zwei Schritte blieb er stehen, bald fluchend, bald weinend.

So verstrichen drei Tage unter Aengsten, bis man am vierten neue Boten abschicken mußte, um Gennaro wieder zu suchen, der noch nicht zurückgekehrt war.

Man fand ihn am Wege, abgemattet, niedergeschlagen und übel zugerichtet. Er klapperte vor Fieber mit den Zähnen und hatte vor Schmerz fast den Verstand verloren. Als er erfuhr, daß Victoria nicht zurückgekehrt war, hielt er sie für todt, und es giebt kein Gebet, das er nicht für sein armes Kind gebetet hätte. Er vergaß alles Unrecht, das sie begangen hatte, und dachte nur noch an ihre schönen Eigenschaften, an die verschwundene Hoffnung, sie als die Stütze seiner letzten Tage zu sehen, und an den unersetzlichen Verlust.

Man brachte ihn zu Bette und bot Alles auf, seinen grausamen Schmerz zu besänftigen; aber der Schlag war zu stark, der gute Alte hörte weder auf Trost noch Rath und wünschte sich den Tod.

Der Arzt befahl, ihm Ruhe zu gönnen, verordnete besänftigende Mittel und meinte, man müßte die Heilung der Zeit überlassen, welche die mächtigste Heilkraft für alle Seelenleiden besitzt.

Eilftes Capitel.

Ein Abenteuer.

Victoria hatte das Landhaus verlassen, ohne von einer lebenden Seele gesehen worden zu sein und war auf der Hauptstraße fortgegangen; aber nach einer halben Stunde dachte sie daran, daß man ihre Flucht bemerken und sie aufsuchen werde, und dann würde man sie leicht auf der Straße gefunden haben. Sie überschritt daher einen Graben und verfolgte einen Fußweg durch das Feld, der sich in Folge der Tritte der Wanderer, welche daher gingen, um den Weg abzukürzen, gebildet hatte. Dieser Fußweg, der sich durch die angebauten Ländereien schlängelte, führte in ein Gehölz, welches mit seinen dichten und laubigen Bäumen den Fuß eines offenen Hügels bedeckte, verließ dasselbe hierauf wieder, sich eine kurze Strecke am See hinziehend, und verlor sich dann von Neuem in den Feldern und Bergen. Diesen Pfad verfolgend, war Victoria sicher, nicht gefunden zu werden.

Die arme Betrübte ging mit niedergeschlagenen Augen, eine Beute der trostlosesten Gedanken. Die malerischen

Ansichten des See's gingen unbeachtet an ihren Augen vorüber, das wunderbare Panorama, welches vor ihr lag, konnte ihren Geist nicht zerstreuen.

Der plötzliche Lebenswechsel, der kühne Schritt, den sie mit ihrer Flucht that, die Ungewißheit ihrer Zukunft und Gegenwart hatten sie in eine moralische Lethargie versenkt.

Die Sonne fing an, ihre Strahlen mit großer Heftigkeit herabzusenden, und die Kräfte begannen dem armen Mädchen, das seit dem vergangenen Tage keine Speise zu sich genommen hatte, zu schwinden. Müde vom langen Wege, fühlte sie das Bedürfniß, etwas zu essen, aber sie hatte weder Geld, um etwas zu kaufen, bei sich, noch ein Stück Brot, um sich zu stärken.

Sie setzte sich unter einen Baum, um auszuruhen, die Hitze des Tages, die Anstrengung, die für ihre Kräfte viel zu groß war, der Hunger, der Schlaf, alles dieses zusammen gewann die Herrschaft über ihre Gedanken und sie schlief, auf das Gras hingestreckt, mit ihrem Bündelchen als Kopfkissen ein. Als sie zwei Stunden nachher erwachte, fand sie sich schwach und abgemattet, so daß sie kaum auf den Beinen stehen konnte; sie richtete sich so gut es ging an dem Stamm eines Baumes auf und schleppte sich zu einer Quelle, die in nicht weiter Entfernung durch das Grüne rieselte. Nachdem sie sich die Stirn mit kaltem Wasser gebadet und einige Züge getrunken

hatte, fühlte sie sich etwas erquickt und konnte ihren Weg wieder aufnehmen, aber langsamen Schritts.

Stets den Fußweg verfolgend, gelangte sie von Neuem auf die Hauptstraße, die an dieser Stelle zwischen dem See und einem Felsen eingeengt war, so daß kein anderer Ausweg blieb und sie entweder umkehren oder eine Strecke auf jener Straße fortgehen mußte, bevor sie wieder Feld fand. Da sie ihre Schritte nicht zurücklenken wollte, zog sie es vor, vorwärts zu gehen, in der Hoffnung, Niemanden zu treffen, und mit dem Vorsatz, sich seitwärts in die Felder zu schlagen, sobald es die Gegend erlaubte.

Nachdem sie einige Schritte auf der Hauptstraße zurückgelegt hatte, wendete sie den Kopf, um zu sehen, ob Jemand komme, und erblickte nicht ohne große Besorgniß eine kleine Chaise, welche in stürmischer Eile auf sie zu kam, rings um sich herum eine dichte Staubwolke aufwirbelnd. Während sie umher blickte, um einen Baum oder irgend ein Versteck zu entdecken, wo sie sich verbergen könnte, hörte sie plötzlich ein Krachen, von lautem Schreien begleitet, während gleichzeitig das Rollen des Wagens aufhörte. Sie wendete den Blick nach jener Seite und sah mit großer Ueberraschung und Schrecken, daß die Chaise umgeworfen, das Pferd los war und davon jagte, während der Fuhrherr sich mit den Beinen in der Luft im Staube wälzte und das jämmerlichste Geschrei ausstieß.

Sie dachte sofort daran, daß der Unglückliche ihr

Vater sein könnte, der, um sie einzuholen, das Pferd zu sehr angetrieben hätte und in Folge dessen in jenen gefährlichen Unfall gerathen wäre. Die kindliche Liebe besiegte jedes andere Gefühl, und alle ihre Kräfte zusammennehmend, lief sie auf jenen Unglücklichen zu, der nicht aufhörte, die Luft mit seinen schrecklichen Wehklagen anzufüllen.

An den Ort des Unfalles angelangt, nahm sie wahr, daß sie sich in ihren ahnenden Voraussetzungen getäuscht hatte und empfand aus zwei verschiedenen Gründen nicht wenig Freude; erstens darüber, weil es nicht ihr Vater war, der gefallen, und zweitens, weil sie nicht verfolgt war; nichts desto weniger fühlte sie viel Mitleid mit dem, der da litt und näherte sich, um ihm, wenn irgend möglich, Hülfe zu leisten.

Das Opfer jenes gefährlichen Zufalles war ein junger Mann, der, als er in seiner Verlegenheit ein schönes Mädchen herankommen sah, dasselbe mit einer halb traurigen, halb komischen Miene betrachtete, ohne etwas zu sagen. Er hatte sich mit vieler Vorsicht von der Erde emporgehoben, befühlte sich hier und da, um zu sehen, ob er bei dem heftigen Sturze irgend ein Glied zerbrochen habe, und schüttelte den Staub ab, der an ihm hing, und von welchem er bis über den Kopf bedeckt war.

Als Victoria bei ihm angelangt war, fragte sie ihn mit vielem Anstande, ob er sich wehe gethan hätte?

„Heilige Götter! ein wenig," antwortete der arme Teufel, „ein wenig hier auf dieser Seite;" und zeigte auf einen Arm; dann fuhr er fort: „und ein wenig auf dieser Seite," und dabei berührte er einen Schenkel, „und ein klein wenig auch hier unten," und zeigte dabei auf jenen Theil des Körpers, der unterhalb des Kreuzes vorspringt.

Obgleich Victoria von tausend Leiden gedrückt und von schmerzhafteren Gedanken, als sie je im Leben gehabt hatte, bewegt wurde, so konnte sie doch bei jenem Anblicke und jenen Worten, sich kaum der Lust zu lachen erwehren.

„Fassen Sie Muth," sagte sie ihm dann, „das Uebel wird nicht so groß sein."

„O, ich hoffe zu Gott, daß ich mir nicht irgend was zerbrochen habe; aber ich versichere Sie, daß der Schlag gewaltig und der Fall furchtbar war." Nun begann er alle Ursachen seines Unfalles aufzuzählen.

„Sehen Sie, junge Herrin," sagte er, mein Pferd gehört nicht mir, ich konnte daher nicht mit ihm vertraut sein. Heilige Götter! es ist ein verdammtes Füllen, das weder auf Vernunftgründe, noch auf die Peitsche hören will. Ich habe es vielleicht ein wenig zu stark geschlagen, und es hat dieses übel aufgenommen, mir, wie man zu sagen pflegt, die Gewalt aus der Hand genommen und

sich auf's Laufen mit verhängtem Zügel gelegt. Ich zog den Zaum mit allen meinen Kräften, die in Wahrheit nicht groß sind, an, und in der That habe ich so sehr gezogen, bis er endlich riß. Nun mußte man mich sehen! Heilige Götter! ich befand mich in der Willkür des Himmels und des Pferdes. Es ging wie der Wind, ich empfahl meine Seele dem Himmel, als ein großer Steinblock, der im Wege lag, meiner Equipage einen so mächtigen Stoß gab, daß er mich in die Luft schleuderte und mich dann zur Erde niederstürzen ließ. Mein Füllen hat Fersengeld gegeben, da es vielleicht meine schreckliche Rache fürchtete. Nun werden Sie begreifen, meine junge Herrin, daß ich in arger Verlegenheit bin, dem Pferde nachlaufen zu müssen, welches mit seinen vier Beinen natürlich doppelt so schnell laufen muß, wie ich, der deren nur zwei besitzt . . . und zwar in sehr schlechtem Zustande!"

„Trösten Sie sich! Trösten Sie sich! und sehen Sie mal dorthin," antwortete Victoria, indem sie nach der Seite zeigte, wohin das Pferd geflohen war.

„O, heilige Götter!" rief der Mann ganz vergnügt aus, indem er in der Ferne einen Bauern wahrnahm, der ihm das Thier zuführte.

Alsdann wandte er sich gegen das Mädchen und sagte:

„Meine junge Herrin, wenn Sie nach Dongo wollen, ich begebe mich dahin und biete Ihnen einen Platz in

meiner Vettura. Und, ich bitte, befürchten Sie nichts, und halten Sie mich für keinen schlechten Kutscher, weil ich einmal umgeworfen habe, die besten Matrosen haben die größten Stürme ausgehalten, und übrigens liegt die ganze Schuld am Pferde."

Das junge Mädchen, welches müde nnd erschöpft war und nichts lieber wünschte, als sich auszuruhen und gleichzeitig sich immer mehr von der Tremezzina zu entfernen, nahm die Einladung an.

Als das Pferd von dem Bauern herbeigeführt war, wurde es an den Karren gespannt, nachdem man das Riemenzeug, so gut es ging, wieder in Ordnung gebracht hatte. Der junge Mann half dem Mädchen einsteigen, sagte dem Bauern seinen besten Dank, knallte mit der Peitsche in der Luft und fort ging's. Nach einem kurzen Schweigen, während dessen der Bursche an die Wunderlichkeit der menschlichen Schicksale dachte, die auf das Gute das Böse, und auf das Böse das Gute folgen lassen, fragte er Victoria, wo sie hin wollte.

Sie, die ihm weder ihre Lage mittheilen, noch ihm sagen wollte, daß sie selbst nicht wüßte, wo sie hinginge, antwortete, sie wolle sich zu einer alten Tante begeben, welche in einem kleinen Orte noch vor Dongo wohne. Sie hatte sich vorgenommen, noch vor Ankunft in jenem Ort auszusteigen, um ihrem Begleiter ihre Spuren zu entziehen.

Der Bursche, welcher sicherlich kein Mathematikus war, glaubte Alles und gab sich zufriedengestellt. Einige Augenblicke später nahm er, als Victoria im Schweigen verharrte, die Unterhaltung wieder auf:

„Es ist nicht recht, daß ich so unbescheiden gewesen bin, Sie um Dinge zu fragen, die mich nichts angehen und Ihnen verberge, wer ich sei."

Hierauf antwortete Victoria:

„Es ist nicht nöthig, daß Sie mir etwas von dem, was Sie betrifft, sagen; ich bin Ihnen sehr für die Freundlichkeit, die Sie mir erweisen, verbunden, daß Sie mich mitnehmen, und mehr verlange ich nicht."

Ihn aber drängte es wohl, seine Wichtigkeit an den Tag zu legen, und er konnte nicht schweigen.

„Ich will Ihnen durchaus kein Geheimniß erzählen, nur einige Mittheilungen machen, die in unserer Gegend namentlich in meinem Wohnsitz Dongo allgemein bekannt sind, denn ich wünsche, daß Sie wissen und Ihrer Tante sagen mögen, mit wem Sie gereist sind."

„Ich bin der Dorfschullehrer, Baumeister der Pfarrei, und innigster Freund des Landdechanten. Unter der vorigen glorreichen und denkwürdigen provisorischen Regierung war ich Commandant der Bürgergarde von Dongo und habe mich, ich sage es nicht, um mich zu rühmen, bedeutend ausgezeichnet, indem ich meinen Soldaten auf dem Kirchenplatze das Exerciren lehrte. Bei der Rückkehr der

Oesterreicher bin ich nach Bellinzona ausgewandert, denn man sprach im Dorf davon, daß von Wien aus die Ordre gekommen sei, mich gefangen zu nehmen. Aber einige Tage nachher sah ich mich gezwungen, in's Vaterland zurückzukehren, denn die schweizerische Regierung ließ mich fasten und würde mich Hungers haben sterben lassen. Nachdem ich die kaiserlich königliche Regierung von meinen friedlichen Absichten versichert hatte, nahm ich meinen Katheder der Elementarlehre wieder ein und meinen Titel als Schullehrer wieder an und erfreue mich im Dorfe des Rufes eines ehrbaren und gelehrten Mannes.

Indem ich der Landjugend jene Gegenstände lehre, welche die Grundlage und den Ursprung jeder Erziehung bilden, ich meine das Rechnen und das Abc, bilde ich aus ihr mit Hülfe der Predigten und der Ruthe die besten Bürger. Ich war zu Großem bestimmt, aber die Trübseligkeit der Zeiten, die Ungerechtigkeit der Menschen und die Liebe zum Geburtsort halten mich an meine Residenz Dongo gefesselt.

In den Stunden, welche der öffentliche Unterricht mir zur Ruhe überläßt, übe ich, mich in den unschuldigen und nützlichen Vergnügungen des Fisch- und Vogelfanges. Am Abend bin ich die vierte Person beim Tresette des Herrn Curators. Die anderen drei sind der erwähnte Herr Curator, der Apotheker und der Herr Biagio, welcher in Dongo zu der Landes- und — seiner Börse Ehre eine

Herberge hält. Es ist dieser Herr Biagio ebenderselbe, welcher die sehr große Gefälligkeit hatte, mir das Füllen zu leihen, das die Ehre hat, uns zu ziehen und so kühn war, mich in einen Graben zu werfen.

Als der Dorfschulmeister seine Biographie beendigt hatte, zog er seine Tabaksdose aus der Tasche und nahm eine reichliche Prise Tabak, nicht ohne jedoch vorher Victoria, die ablehnend dankte, eine Prise offerirt zu haben.

Während er also sprach und das Pferd mit Vorsicht und Klugheit im Trabe hielt, kamen sie vor einer Herberge an.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen, junge Herrin?" fragte der Magister das Mädchen, welches freundlich antwortete, daß es erst am Abend im Hause der Tante zu speisen gedächte.

„O heilige Götter!" entgegnete der Schulmeister, wir sind noch weit von Dongo und auf der Reise darf man nicht vor Hunger sterben."

Er bat das Mädchen auszusteigen. Sie willfahrte, jedoch nachdem sie sich erst lange hatte bitten lassen, und der Lehrer führte sie in die Wirthsstube. Als er einen Knaben an der Thür sah, nahm er denselben beim Ohr, wie er es mit seinen Schülern zu thun pflegte, führte ihn vor das Pferd und trug ihm auf, Acht zu geben, daß das Thier nicht fortlaufe.

Victoria vermochte nicht lange eine Mahlzeit aus-

zuschlagen, das arme Mädchen hatte der Speise zu nöthig; der Hunger, die Anstrengung des Gehens und die traurigen Gedanken hatten ihre Kräfte fast erschöpft.

Nichts desto weniger aß sie nur sehr wenig, obgleich ihr der Schulmeister ungeheure Stücke von einem Pfannenkuchen mit Schinken, bei dessen Bereitung er selbst die Anordnungen getroffen hatte, auf den Teller legte.

Er jedoch, sei es wegen des erlittenen Sturzes, sei es wegen der Bewegung des Karrens oder der Zufriedenheit mit seinem schönen Abenteuer, legte bei Tisch Ehre ein, aß sogar die Brosamen, welche auf das Tischtuch fielen, sprach einer Caraffe voll ausgezeichneten Weines tapfer zu und brachte galante Toaste auf seine hübsche Gefährtin aus.

Nachdem die Tafel aufgehoben, die Rechnung bezahlt und dem Jungen, der beim Pferde Wache gehalten, statt des Trinkgeldes ein Tritt mit dem Fuße gegeben war, half der Schulmeister seiner Gefährtin einsteigen, stieg dann selbst ein, knallte mit der Peitsche, und sie zogen wieder in frischem Trab auf dem Wege nach Dongo ab.

Nach einer guten Strecke Wegs hielt der Meister wieder vor einer Schenke still, um das Pferd zu tränken und inzwischen schüttete er, um keine Zeit zu verlieren, ein tüchtiges Glas Wein hinunter.

Diese Libationen begannen häufiger zu werden, in-

dem er vor jeder Kneipe, die ihm zu Gesicht kam, Halt machte.

Der Geist des Weines zögerte nicht lange, ihm das Gehirn zu erhitzen und ihm wilde und lüsterne Gedanken in den Kopf zu setzen. . . . Nach und nach wurde er ein großer Schwätzer und sehr galant und blickte Victoria mit so leuchtenden und funkelnden Augen an, daß das Mädchen anfing, darüber unruhig zu werden.

Sie versuchte zu verschiedenen Malen, ihn zur Vernunft zu bringen, aber er war außer Rang und Bande und sie sah sich genöthigt, ihm dann und wann ein paar derbe Schläge auf seine unbescheidenen Hände zu versetzen.

Indessen sang und pfiff er und gab dem Pferde die stärksten Peitschenschläge, das sich sofort in Galop setzte. Dann zog er die Zügel, das Pferd bäumte sich und Victoria schrie vor Furcht laut auf. Die Reise begann für das Mädchen peinlich zu werden, und für beide gefährlich, denn er wußte das Pferd nicht mehr zu lenken. Er verdoppelte seine Galanterien und wurde wirklich so unverschämt, daß Victoria, die sich gegen jene Angriffe nicht mehr wehren konnte, aussteigen wollte, um ihn allein seinem Bestimmungsorte zufahren zu lassen.

Er widersetzte sich dem und sie begann zu weinen und rief um Hülfe. Die Thränen rührten ihn, er ließ das Pferd stillhalten, wurde artig und bat sie, keine Furcht

zu haben und sich ruhig zu verhalten; doch Victoria, die ein Dörfchen in der Nähe erblickte, versicherte ihn, daß sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt wäre und sogleich aussteigen müßte, denn wenn ihre Tante sie mit einem jungen Mann zusammen in der Chaise kommen sähe, würde dieselbe sicherlich schelten.

Nachdem er die Danksagungen des Mädchens empfangen, auf die er mit vielen unzusammenhängenden Complimenten erwiderte, blickte er sie noch einmal mit einem flammenden Blicke an, gab seinem Pferde die Peitsche, fuhr davon und verschwand hinter einem Felsen, der die Straße dem Blicke verdeckte.

Das nahe Dorf war Musso. Die letzten Strahlen der Sonne rötheten die getünchten Mauern der ersten Häuser und erzeugten, sich in den Scheiben der Fenster spiegelnd, einen wunderbaren Effect von flammendem Lichte.

Nach und nach wurde es Nacht. Die nackten Thürme des alten Schlosses Trivulzio, seine Ruinen, welche noch auf dem steilen Felsen, der an der Abendseite des Dorfes sich erhebt, emporragen, zeichneten ihre dunkeln Umrisse auf dem goldenen Hintergrund des Himmels ab. Die Fischer langten mit ihren Barken an, die Bergleute der nahen Marmorgruben kehrten mit ihren Werkzeugen auf der Schulter in Gruppen zu ihren Wohnungen zurück. Einige Kinder trieben mit langen Ruthen die Gänse heim,

andere führten die Rinder und Pferde an das Ufer des Sees zur Tränke.

Die alten Frauen strickten an den braun geräucherten Thüren ihrer baufälligen Häuser, während im Inneren die Jüngeren das Abendessen bereiteten. Alle Schornsteine rauchten, alle Fenster erhellten sich von den Lichtern im Innern. Eine Bewegung, ein Gesumme entstand überall; hier wurde gesungen, dort rief Einer, da trat Einer ein, ein Anderer kam heraus, da wünschte Einer den Vorübergehenden guten Abend. — Es war die Stunde, in der alle Arbeiter die Arbeit verließen und sich in ihre Familien zu Frauen und Kindern zurückzogen.

Victoria bemerkte alle diese Bewegungen, dieses Gehen und Kommen der Menschen mit fröhlichen und regen, oder von den Mühen oder der langen Arbeit des Tages abgespannten Gesichtern.

War nun der Tag für sie traurig vorübergegangen, so machte der Abend sie gänzlich betrübt. Niemand achtete auf sie, Niemand nahm sich ihrer an. Gewöhnt an die Zuneigung so vieler Personen und an die Bequemlichkeiten einer angenehmen Existenz, fand sie sich allein in einem unbekannten Orte, ohne Obdach und ohne Mittel zum Unterhalt. Im jenem Augenblick würde sie den Zorn ihres Vaters, Scham und Schande diesem ungewissen Leben nnd Verlassensein vorgezogen haben.

Sie ging durch das ganze Dorf, indem sie in die

Thüren blickte und in den rauchigen Küchen die Familien erblickte, die vereint am häuslichen Tisch zu Abend aßen, und die Kinder, welche kamen und sich mit ihren Schüsselchen in den Händen auf der Schwelle der Thüre setzten, um die Suppe unter freiem Himmel zu essen.

Als sie an dem letzten Hause vorüber war, ging sie noch ein wenig die Straße entlang; dann aber, da sie sich allein sah und es schon Nacht geworden war, bekam sie Furcht und setzte sich auf einen Stein, der in Form einer Bank an dem Ufer des Sees hingelegt war; legte ihr Bündelchen auf die Erde, stützte ihre Ellbogen auf die Knie, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, fing sie an zu seufzen und zu weinen.

Der Mond stieg ruhig am klaren Himmel auf und zeichnete einen langen Silberstreifen auf den Wellen des Sees.

Zwölftes Capitel.

Der Fischer.

Kurze Zeit, nachdem Victoria sich auf den Stein gesetzt hatte, erschien auf der Straße eine Frau, welche ein Bündel Holz zum Brennen auf den Schultern trug und an der Hand ein Kind von vier oder fünf Jahren führte, das genöthigt war zu laufen, um den Schritten seiner Mutter nachzukommen.

Als die Frau das Mädchen sah, welches weinte, näherte sie sich ihm, fragte, was es hätte, und ob sie ihm in irgend einer Weise helfen könnte.

Victoria hob den Kopf empor und antwortete, daß sie sich auf dem Weg verirrt hätte und nicht wüßte, wo sie die Nacht zubringen sollte.

Das Landvolk hat ein mildes Herz und ist von gutem Glauben. Die einfachen und patriarchalischen Sitten entwickeln sich, unabhängig vom Argwohn und der Verdorbenheit der großen Städte. Die gute Frau schenkte daher gleich den Worten des Mädchens Zutrauen und bot ihm ihr Dach als Zuflucht für die Nacht an.

„Wir sind arme Leute," sagte sie, „aber ehrlich. Bei uns werdet Ihr Euch nicht so wohl befinden als in Eurem Hause, aber Ihr seid da wenigstens unter Dach."

Victoria dankte von Herzen und nahm das Anerbieten an. Sie reichte dem Kinde die Hand, aber dieses war nicht gewohnt, fremde Damen zu sehen, hatte Furcht vor schönen Kleidern und verbarg die Augen hinter seinen Händchen.

„Hast Du Furcht vor mir, kleines Kind?" fragte Victoria.

„Na, Ghitta, antworte!" sagte die Frau zum Kinde „hast Du vielleicht die Zunge verloren? .... Nun, antworte, böswilliges Ding, und gieb der Dame die Hand; oder ... Du weißt, daß ich nicht scherze ..."

Auf diese Drohung gab das Kind Victoria die Hand, und so vereint näherten sie sich der Wohnung.

Sie langten nach wenigen Schritten vor einer armseligen Hütte an, an deren Vorderseite einige Netze zum Trocknen aufgehängt waren.

Durch eine schmale Thür traten sie in die rauchige Küche. Auf einigen Gestellen von Holz, das von der Zeit und vom Rauch geschwärzt war, standen in schöner Ordnung bunte Schüsseln und andere Töpferwaaren. An der Decke hing gesalzenes Fleisch und gedörrte Fische, wie es Brauch in jenen Gegenden ist. Ein großer Eichentisch in der Mitte war von einigen abgenutzten Stühlen

umgeben. Seitwärts sah man eine Nußbaumlade mit roh eingeschnittenen Verzierungen. In einem Winkel lagen wirr durcheinander Geräthschaften für den Fischfang und verschiedene andere Werkzeuge. Dem Eingang gegenüber führte eine hölzerne Treppe zum zweiten Stock. Es war in der That leicht, beim ersten Anblick sich zu überzeugen, daß die Bewohner arme Fischer waren, aber bei aller Dürftigkeit fehlte doch die möglichste Ordnung und Reinlichkeit nicht.

Ein alter Mann, der am Kamin saß, stand auf und zog die Mütze ab, als er Victoria eintreten sah.

Ein Junge von ungefähr sieben Jahren saß auf der Erde und war beschäftigt, ein Pfeifchen aus Weidenholz zu machen; er hielt mit seiner Arbeit ein und betrachtete mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen den neuen Ankömmling.

Victoria grüßte herzlich den Alten, der ihr einen Stuhl nahe am Feuer angeboten hatte, legte ihr Bündelchen auf den Tisch und setzte sich.

Unterdessen langten zwei neue Individuen an. Der Aeltere konnte dreißig Jahre haben; er besaß einen starken, nervigen Körper und ein von der Sonne gebräuntes Gesicht. Seine Kleidung war die, wie sie die Fischer des Sees tragen. Ein Filzhut auf dem Kopf, eine Jacke über die Schultern geworfen und die Holzschuhe an den Füßen. Er rauchte eine schwarze Pfeife mit kurzem

Stiel. Der Jüngere mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Er war frisch und blond und trug auf den Schultern Ruder, Netze und andere Fischerei-Geräthschaften.

„Das ist Tita, mein Mann, und Geppino, mein Neffe," sagte die junge Frau, zu Victoria gewandt. „Jetzt ist unsere Familie vollständig. Der alte Tommaso ist der Vater meines Mannes; dies ist Pierotto und diese da Ghitta, meine Kinder," und sie zeigte auf die beiden Jüngsten. „Ein Anderer ist voriges Jahr in's Paradies gegangen. Gott habe ihn selig!"

Nun erzählte sie der vereinten Familie, daß sich Victoria verirrt und sie ihr Gastfreundschaft für die Nacht angeboten hätte. Alle billigten es; Tita als Hausvater drückte sein Bedauern aus, daß er ihr keine Kammer, ihrer würdig, anbieten könnte und schloß mit den Worten: „Was wir haben, bieten wir von Herzen, und damit genug."

Alle setzten sich um den Tisch herum und nahmen Fisch, Salat und Eier als Abendessen zu sich.

Menica — so nannte sich die Frau — hatte den Tisch mit einem reinen Tischtuch bedeckt, gab Victoria den besten Teller und schenkte ihr den Wein in einem glänzenden Krystallglase ein. Victoria aß, um nicht das freundliche Anerbieten der Wirthe auszuschlagen, aber sie hatte keinen Appetit. Geppino wagte nicht, sie anzublicken, und um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, setzte er sich in einen Winkel neben das Feuer, wo er sein

Schüsselchen zwischen den Knien hielt und mit Muße essen konnte.

Nach dem Abendessen stimmte der alte Tommaso das Abendgebet an, auf das alle im Chor antworteten. Die Kinder schliefen früher, als es beendigt war, ein.

Menica führte Victoria in den oberen Stock in die Kammer Geppino's, der diese Nacht in der Küche auf einer Matratze schlief. Sie zog rauhe, geflickte, aber reine Betttücher über das Bett, ließ ihr das Licht da, wünschte eine glückliche Nacht und zog sich zurück.

Diese kleine Kammer war eine Art Fruchtboden; die Luft drang ungehindert von allen Seiten ein. In einem Winkel auf der Erde lag ein Haufen Bohnen, an der Wand hing ein Bild, das die heilige Jungfrau vorstellte, umgeben von ihren hauptsächlichen Wundern und Mysterien. Die Farben des Bildes überboten in Lebhaftigkeit alle Rivalen der Kunst.

Victoria schloß die ganze Nacht kein Auge, und verbrachte dieselbe in Gedanken an die vergangenen Annehmlichkeiten und an das gegenwärtige Elend.

Gegen Morgen schlummerte sie ein wenig ein, wachte jedoch nach einer Stunde infolge eines Hahnenschreies wieder auf, und glaubte im ersten Augenblick, sie wäre noch in ihrem Zimmer zu Tremezzo. Zwischen Schlaf und Wachen hatte sie alle ihre Abenteuer des vorigen Tages und ihre ungewisse Lage vergessen. — Welche

Bitterkeit fühlte sie, als sie die Augen öffnete und sich in der ärmlichen Stube sah, welche ihr sogleich ihren trübseligen Zustand ins Gedächtniß zurückrief!

Sie war Anfangs versucht, in die Tremezzina zurückzukehren, ihren Fall zu bekennen und um Verzeihung zu bitten; aber die Scham hielt sie zurück und auch der Gedanke, daß man sie gewiß aus Rücksichten, die man auf Virginia nehmen mußte, von Hause entfernen würde. Sie beschloß also, sich jener Schmach nicht auszusetzen, dachte daran, daß sie ihr Brot mit Arbeit verdienen könnte und nahm sich vor, ihr Geheimniß der Menica, die den Anschein einer guten und mitleidigen Frau hatte, zu offenbaren.

Die Sonne drang durch die Spalten der schadhaften Schaltern in die Stube. — Victoria kleidete sich in Eile an und ging in die Küche hinunter.

Die gute Menica hatte ihr schon ein ländliches Frühstück bereitet. Als Victoria sie allein sah, näherte sie sich ihr und sprach das Verlangen aus, ihr ein Geheimniß zu vertrauen und dabei wurde sie ganz roth und beschämt im Gesicht.

Die Menica sprach ihr Muth zu und hörte die ganze Erzählung der Lage Victorias mit offenem Munde und großer Verwunderung an.

Wer sie beide in diesem Moment gesehen hätte, würde nicht haben sagen können, welche ein größere

Scham fühlte, das Mädchen, welches erzählte, oder die Frau, welche zuhörte.

Nachdem sie ihre Erzählung beendigt hatte, seufzte Victoria tief und schwieg, wie Jemand, der irgend einen Rath erwartet. Doch war sie nicht wenig überrascht, als sie anstatt eines guten Rathes, dessen sie so bedürftig war, die Frage hörte:

„Und was gedenkt Ihr jetzt zu thun?..."

Victoria sah in diesem Moment ein, daß, wenn sie keine Kraft besessen hatte, den Verführungen zu widerstehen, sie jetzt wenigstens Muth haben müßte, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die sie sich durch eigene Schuld gestürzt hatte.

Sie erklärte der Menica also, daß die sie Absicht hätte, ihr Brot durch Arbeit zu verdienen und bat sie, Mitleid mit ihr zu haben und sie in ihrer traurigen Lage nicht zu verlassen, indem sie hinzufügte, daß Gott diese gute Handlung belohnen und der Segen des Himmels über ihre Familie kommen würde.

Die gute Frau war von Mitleiden über das Unglück des Mädchens bewegt, sie sprach wegen desselben mit ihrem Manne und Schwiegervater, welche vereint im Familienrath beschlossen, Victoria bei sich zu behalten, bis der Himmel anders bestimmen würde.

Es wurde ihr nun die Kammer angewiesen, die Geppino ihr ganz vergnügt abtrat und sie begann der

Menica in den häuslichen Arbeiten beizustehen. In wenig Tagen ergab sie sich in die neuen Gewohnheiten und gewann sich ihre Stellung. Sie wurde schnell die Beschützerin und Freundin Pierotto's und Ghitta's, die ihr ihre ganze Zuneigung zuwendeten.

Sie verbrachte den Tag, indem sie die Kinder lesen, schreiben, Gebete sagen, und ihre zerrissenen Kleider flicken lehrte, beschäftigte sich mit der Wirthschaft im Hause, und war so höflich und so gut und wußte so nach den Manieren und Gebräuchen dieser Leute zu leben, daß Alle sie in Kurzem lieb gewannen.

Sie ergab sich in ihr Geschick und tröstete sich über die gegenwärtigen Entbehrungen, indem sie dachte, daß sie einst vielleicht doch ihren Vater wiedersehen würde und Alle, von denen sie so geliebt worden war.

Zwei Monate nach ihrer Ankunft in Mussо gebar sie nnter dem mütterlichen Beistande Menica's einen Knaben, dem sie den Namen Giovanino gab.

Aber sei es, daß sie, als sie ihren Zustand verbergen wollte, das Schnürleib zu fest geschnürt hatte, seien es die großen Leiden, die durch den Tod Johannes und durch die andern während ihrer Schwangerschaft ausgestandenen Aufregungen über sie gekommen, sei es, weil sie von Natur zart und schmächtig war, — sie gab einem kränklichen Wesen das Leben, das weit davon entfernt war, den kräftigen Formen seines verstorbenen Vaters zu ähneln. Sie

sah mit Pein, wie dieser armen, schwachen und kranken kleinen Creatur jene Hülfe der Kunst und jene Bequemlichkeiten fehlten, welche das Kind unter anderen Umständen hätte haben können, und die ihm sicherlich genützt hätten.

Sie verfehlte nicht, unterstützt von den Rathschlägen Menica's und einigen Arzneimitteln, welche ihr von einer alten Hebeamme des Ortes als die besten angegeben wurden, dem Kinde alle nur mögliche Sorgfalt zu Theil werden zu lassen.

Aber unglücklicherweise halfen alle diese Mittel nicht und vier Monate nach seiner Geburt wurde das Kind aus der Wiege in's Grab getragen.

Ihr Schmerz war groß. Ihre mütterliche Liebe war um so zärtlicher, als sie dieses Kindes wegen Alles hatte zum Opfer bringen, Alles hatte verlassen müssen, was ihr sonst lieb und theuer war.

Da sie ihren alten Vater verließ, hatte sie kaum überlegt, wie bitter für Eltern der Verlust eines Kindes ist, und wenn für sie der Tod eines vier Monate alten Kindes so über alle Maßen schmerzhaft war, was mußte ihr Vater gelitten haben, als sie spurlos verschwunden war!

Tausend Mal wollte sie an ihren Vater schreiben und eben so oft siegte die Scham über das Verlangen des Herzens.

Der Tod ihres Kindes weckte ihre Gewissensbisse wieder,

doch der Schmerz, der sie erfaßte, raubte ihr die Kraft, zu schreiben.

Sie wurde in Folge der Leiden des Körpers und der Seele krank; die ganze Fischerfamilie war in Aufregung darüber. Der alte Tommaso holte einen Arzt, die Menica fragte alle Freundinnen um Rath, kochte alle heilsamen Kräuter, die sie aufzutreiben vermochte, um ihr eine Tisane zu bereiten. Geppino ging und suchte im Dörfchen und der Umgegend frische Eier, um die Kranke zu stärken. Und da er wußte, daß Victoria die Blumen liebte, kletterte er auf die steilen Abhänge, um die schönsten zu pflücken, und brachte ihr die wunderlichsten und schönsten Sträuße, die es geben konnte.

Pierotto und die Ghitta leisteten ihr am Bette Gesellschaft, und trösteten sie durch ihre liebevollen Schmeicheleien.

Alles dieses milderte ihre Leiden, aber diese guten Leute waren doch nicht ihre Familie, und der Kummer um diese drückte sie schwer. Tita, der nur den stärkenden Gegenmitteln Vertrauen schenkte, wollte, daß man ihr heißen Wein mit Gewürz reiche, und hätte sich die verständige Menica dieser Schiffsmanns-Medicin nicht widersetzt, so würde man Victoria mit den besten Absichten um's Leben gebracht haben.

Indessen waren die strengen Monate des Winters ver-

gangen,*) und der Frühling fing an, die Keime und Knospen mit seinen befruchtenden Lüftchen und den wärmenden Strahlen der Sonne hervorzurufen. Die arme Kranke säumte nicht, diesen Vortheil zu genießen; ihre Kräfte stellten sich wieder etwas her, und mit den ersten Blumen des Feldes erschien wieder Farbe auf ihren erblaßten Wangen. Menica unterstützte sie beim Gehen und führte sie in die freie Luft; Geppino folgte ihr. Wenn sie an einen einsamen Abhang kamen, bereitete er ihr auf der Rasendecke einen Sitz. Victoria setzte sich, ruhte aus, athmete die balsamische Luft ein und dankte mit einem liebreichen Blick dem Burschen, der sich bei diesem einfachen Lächeln ganz verwirrt fühlte und sie stumm und unbeweglich betrachtete.

Die Jugend, die Ruhe, die Luft und das Wasser heilten die Kranke besser, als ein Arzt gekonnt hätte; aber ihre Traurigkeit beherrschte fortwährend ihr Gesicht, das sonst so fröhlich und lächelnd war.

Tita schlug vor, sie auf dem See zu fahren, um sie von ihren schwermüthigen Gedanken abzuziehen. Sie, die alles that, was die Andern verlangten, ging mit.

---

*) Anmerk. des Uebersetzers: „Man darf sich nicht irre machen lassen, daß hier vom Winter gesprochen wird, und kurz vorher davon, Geppino habe Blumen gesucht. Bis Weihnachten hin blühen im nördlichen Italien Feldblumen. Die strengen Monate des Winters sind Januar und Februar."

Eines Abends stieg sie mit Tita, Geppino und einem anderen Fischer aus dem Dorfe in das Fahrzeug und fuhr mit ihnen zu einem nächtlichen Fischfang.

Der nächtliche Fischfang ist eines der malerischesten Schauspiele, die der See darbietet. Der Mond darf nicht scheinen und der Himmel muß von Wolken umhüllt sein. Die Fischer bringen am Vordertheil des Fahrzeuges eine durchlöcherte eiserne Pfanne an, welche sie mit harzigem Holze anfüllen, welches angezündet wird. Das so erleuchtete Fahrzeug streicht, von einem Schiffer, der am Steuer steht, geleitet, ruhig an der Küste hin, es wird mit Vorsicht gerudert, indem man die Ruder leise in's Wasser eintaucht, um die Fische nicht zu verscheuchen. Der Fischer steht auf der einen Seite auf der Lauer, mit einem spitzigen Dreizack bewaffnet. Niemand bewegt sich, Niemand spricht. Am Vordertheil prasselt und flammt das Feuer und erhellt das Wasser des Sees bis auf den Grund. Die Fische, welche sich nahe am Kiessand aufhalten, werden durch dieses unverhoffte Licht geblendet und bleiben unbeweglich und blind stehen. Nun zielt der erfahrene Fischer einen Augenblick auf den Fisch, stößt mit äußerst schneller Geschicklichkeit seinen Dreizack in die Wellen, dessen Spitzen den Leib des Fisches durchbohren, der, einmal gut angespießt, vergeblich zappelt und sich windet — er ist gefangen. Das Eisen wird heraufgehoben und der Fisch in einen Zuber voll Wasser ge-

worfen, der zu diesem Zweck in das Fahrzeug gestellt worden ist.

Aber das, was das Schauspiel malerisch macht, ist nicht der Act des Fischfanges, sondern der Effect, den die verschiedenen Fischerkähne erzeugen.

Man sieht in der Ferne über die dunkeln Wasser diese rothleuchtenden Flammen, die sich im See spiegeln, hin und her schweifen, und den schwarzen und wirbelnden Rauch, der sich ringsherum erhebt und sie begleitet. Die Fahrzeuge durchschneiden das Wasser mit einer leisen und einförmigen Bewegung, und die Flammen werfen ihr röthliches Licht auf die steilen Landungsplätze und auf die Bäume, so daß es einen wunderlichen, man möchte sagen, infernalischen Effect erzeugt.

Die fernen Flämmchen scheinen trostlose Seelen, die über die schwarzen Wasser schweifen, in den dunkeln Nächten, ohne Mond und Sterne; das Schweigen und die nothwendige Ruhe bei diesem Fischfange werden bisweilen vom Henlen irgend eines nächtlichen Vogels, der sein Geschrei von den nahen Felsen herabschickt, oder vom Gebell wachsamer Hunde unterbrochen.

Victoria empfand große Furcht bei dieser nächtlichen Scene; der Wind, welcher mit einem verstohlenen Geräusch die Wellen bewegte, jagte ihr Schrecken ein. Ganz in ihr Umschlagetuch gehüllt und von dem röthlichen Licht

der Flammen beschienen, senkte sie den Kopf, dachte an ihren Fehltritt und empfahl ihre Seele Gott!

In jener Nacht war der Fischfang nicht reichlich. — Tita hatte eine feste nnd sichere Hand, aber dem armen Geppino wurde nicht die Befriedigung zu Theil, auch nur einen einzigen Fisch zu erfassen. Er wendete mehr Geschicklichkeit als gewöhnlich an, aber ihm zitterte die Hand. Tita hatte ihn zum Besten. Er hätte sich vor Aerger in den See stürzen mögen, er wand sich, fluchte und bebte. Doch ein Blick Victoria's mäßigte sofort seinen Zorn, wie der Balsam, der, in eine Wunde gegossen, augenblicklich den Schmerz stillt.

Dreizehntes Capitel.

Adieu!

Um den Flüchtigen zu folgen, haben wir unsere Bekannten in der Tremezzina verlassen. Wir führen nun unsere Leser zu jenem reizenden Aufenthalt zurück, um ihn nicht zu sehr bei den armen Fischern in Musso zu langweilen.

Ernst war fast den ganzen Winter krank. Seine Wunde hatte sich verschlimmert und es trat Fieber hinzu. Seine gute Mutter und Virginia ließen ihm unter Beistand Gennaro's die größte Sorgfalt zu Theil werden, so daß endlich Aussicht auf Genesung eintrat. Abgesehen von dem, was er litt, konnte er sich glücklich nennen. Sein Blick ruhte bald auf dem liebevollen Gesichte der Mutter, bald auf dem bleichen Antlitz Virginia's, die wie ein tröstender Engel viele Stunden des Tages an seinem Bette zubrachte und durch ihre liebevollen Gespräche Ruhe in die ungeduldige Seele des Jünglings goß.

Die zwei guten Alten, Hippolyt und Friederich, lebten nach ihren Gewohnheiten fort, und setzten sich bis-

weilen den Vorwürfen Gennaro's aus, wenn sie an kalten Tagen ohne Mantel in den Garten gingen, oder von einer Stube in die andere, ohne den Kopf zu bedecken.

Gennaro war noch brummiger geworden, und war um zehn Jahre gealtert. Seine früher grauen Haare waren vollständig weiß geworden, und eine tiefe Furche hatte seine Stirn nach der Flucht Victoria's durchzogen.

Diesen Namen konnte man nicht vor ihm nennen, ohne daß sich seine Augen mit Thränen füllten, ohne daß sich seine Hände zum Himmel aufhoben, von einem Ausdrucke begleitet, der sagen wollte: „das ist ein großes Unglück für mich gewesen, über das ich mich nie trösten kann!"

Am zweiten November, dem Tag, den die Kirche bestimmt, um die Todten zu ehren, reisten die beiden Familien nach Mailand und begaben sich nach dem Friedhof, wo Johannes begraben war.

Sie beteten auf jenem Grabe um Ruhe und Frieden für den armen Hingeschiedenen, und ehrten ihn mit aufrichtigen und reichlichen Thränen.

Der Conte Aurelio verzichtete, als er erfuhr, daß die Angehörigen Johannes' einen Besuch auf dem Gottesacker gemacht hatten, auf den Vorsatz, einige Tage in der Tremezzina zuzubringen. — Er fürchtete, sich zu compromittiren.

Ernst hätte gern mit seinen Eltern an dieser frommen

Wanderung Theil genommen; aber da er zu Hause den Blicken aller Späher verborgen lebte, wollte seine Mutter nicht, daß er sich der Gefahr aussetzte, diese dem Grabe des Freundes schuldige Ehrenbezeigung zu theuer zu bezahlen, und nöthigte ihn, in der Tremezzina zu bleiben.

Tags darauf kehrten Alle auf das Land zurück.

Der Winter ging ruhig und ohne besondere Ereignisse vorüber.

Die balsamische Luft des Frühlings übte ihre Wirkung ebenso auf den Kranken in der Tremezzina aus, wie auf die Kranke in Musso. Die Sorgfalt seiner Familie und seine Jugend thaten das Uebrige, und in kurzer Zeit war er vollkommen auf den Beinen.

Die Hochzeit Virginia's und Ernst's, die sich durch die Gefangenschaft und den Krieg verzögert hatte, wurde dann von Neuem wegen der Trauer um Johannes und wegen der Krankheit Ernst's, und endlich wegen der Ungewißheit, in der sich Alle in Hinsicht auf die Sicherheit des Letzteren befanden, verschoben. Die zwei jungen Liebenden fingen jedoch schließlich an zu hoffen, daß das Hochzeitsfest künftigen Herbst stattfinden würde, wenn das Jahr der Trauer, die beide Familien trugen, abgelaufen wäre.

Der Frühling war schon vorgeschritten, und während des Sommers wollte man bei der Regierung Schritte

. . . . . .

thun, um für Ernst, der als Verbannter galt, die Erlaubniß zu erlangen, in's Vaterland zurückkehren zu dürfen.

Indessen weideten sich die jungen Verlobten an Blicken und Seufzern.

Die keusche Seele Virginia's und ihre engelhafte Züchtigkeit flößten Ernst eine so tiefe Achtung ein, daß er es nicht wagte, seine schöne Freundin mit etwas Anderm, als mit unschuldigen Gesprächen zu unterhalten.

Es machte ihn glücklich, neben ihr im Garten zu sitzen; mit ihr an den Ufern des See's spazieren zu gehen, und in ihrer Gesellschaft stillschweigend und ruhig stundenlang die Schönheiten der Natur, von denen sie sich rings umgeben sahen, zu betrachten. Aber jenes Stillschweigen war für sie beredter, als Worte, und jenes Betrachten erhob ihre Liebe und verklärte dieselbe.

Wie viele glückliche Stunden verbrachten sie in der Nähe jenes wonnevollen Landes, fröhlich durch ein Lächeln und einen Blick, trunken von einem süßen Liebeswort.

Die beiden Liebenden waren glücklich, indem sie tausend zukünftige Freuden träumten, und in Gedanken die reizendsten Luftschlösser bauten, als ein ganz kurzes Briefchen ankam, das ihre Projecte zerstörte und mit einem schrecklichen Schlage ihre Glückseligkeit und ihre Träume vernichtete.

Dieser Brief, der von Mailand kam, war an Herrn

Hippolyt gerichtet und enthielt nur folgende einfache Anzeige:

„Die Polizei hat von der Anwesenheit des Ernst ... in der Tremezzina Kenntniß und an die dortigen Behörden den Auftrag gegeben, daß der Genannte unverzüglich gefangen genommen und nach Mailand abgeführt werde. — Ein Freund benachrichtigt Sie hiervon, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu kommen, um die Freiheit eines tapferen Jünglings zu retten, und eine edle Familie vor einem neuen Unglück zu bewahren. — Vernichten Sie augenblicklich dieses Blatt."

Der Brief war anonym, aber die Nachricht zuverläſſig, und keine Zeit zu verlieren.

Ein Blitz, der die beiden Liebenden getroffen hätte, würde sie zusammen verbrannt haben, würde sie wenigstens auf einen Schlag haben sterben lassen und sie so vor einem langen unsäglichen Schmerz bewahrt haben.

„Gott verläßt uns!" rief Virginia aus, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, blieb sie von jenem Schlage wie festgebannt.

Und Catarina? Diese arme Mutter, welche so viel gelitten, so viel wegen der Gefangennahme ihres einzigen Sohnes gezittert, die in einer beständigen Aufregung während des Krieges gelebt, so viel gethan, um dem Sohne Gesundheit und Ruhe wieder zu geben, und ihn endlich geheilt und glücklich gesehen hatte; — diese arme Mutter

sah nun von Neuem die Freiheit ihres theuren Sohnes gefährdet! . . . seine Existenz gefährdet!

Seit einiger Zeit folgte in jenen beiden Familien ein Unglück auf das andere, ein Mißgeschick nach dem anderen, ohne jenen trostlosen Seelen Zeit zur Erholung zu gönnen. Es waren harte Schläge und ohne Erbarmen.

Nachdem jener schreckliche Brief allen Gliedern der Familie mitgetheilt worden war, wurde bestimmt, daß Ernst augenblicklich abreisen sollte, begleitet von Gennaro und dem Verwalter, welcher Jäger, in jener Gegend geboren war und alle die verborgensten Pfade der angrenzenden Länder und alle Verbindungen mit den nahen Bergen kannte.

Wenn sie sich mit Vorsicht und Klugheit auf ihrem Wege fern von den Poststraßen hielten, mußten sie in die Schweiz gelangen. Sobald einmal Ernst an sicherem Orte war, konnten seine Gefährten umkehren und die Nachricht hiervon der Familie überbringen und dann wollte man daran denken, ihm alle seine Sachen, die er nöthig hätte, über die Grenze zu schicken. Das Weitere blieb der Vorsehung Gottes überlassen!

Während man diese Anordnungen traf, schellte es am Gartenthor.

Alle wurden bleich wie der Tod.

Gennaro hob den Vorhang eines Fensters leicht empor und sah zu, wer es wäre. Es war ein Unbekannter, dessen

Gesicht Allen widrig und von böser Vorbedeutung zu sein schien.

Der Schrecken hatte den Gipfel erreicht.

„Mein Gott!“ rief Catarina mit zitternder Stimme und bleichem Gesichte aus, jener Mensch ist ein Polizei-Commissair oder ein verkleideter Gensd'arm!“

Virginia fiel besinnungslos nieder. Was thun? Wo Ernst verbergen?

Unterdessen schellte der Mann am Gitter, als er sah, daß Niemand kam, um ihm zu öffnen, noch einmal und stärker als zuvor.

Sie schickten Gennaro mit der Weisung ab, so lange wie möglich mit dem Oeffnen des Thores zu zögern, um Ernst Zeit zu lassen, auf der anderen Seite des Gartens in den Kahn zu steigen und sich auf dem See zu entfernen. Gennaro ging. Die wenigen Augenblicke, welche zwischen seinem Weggehen und seiner Rückkunft verstrichen, schienen jenen Armen, welche in Todesangst warteten, von unermeßlicher Dauer zu sein.

Gennaro kehrte mit ruhigerem Gesichte zurück und gab ein Zeichen mit der Hand, daß keine Gefahr sei.

Der Mann, welcher geschellt hatte, fragte nach einer anderen Familie und hatte sich in der Thür geirrt. Virginia kam wieder zu sich. Nachdem die erregten Gemüther einigermaßen beruhigt waren, traf man in aller Eile die letzten Anordnungen. Schwer war es, aus der Gegend

heraus zu kommen, ohne gesehen zu werden. Man gedachte nun ein Pferd an das Wägelchen des Verwalters zu spannen. Ernst sollte sich in demselben zwischen den Füßen Gennaro's und des Verwalters verbergen. Wenn man die Umgegend hinter sich hatte, konnte man Pferd und Wagen in einer einzelnstehenden Schenke zurücklassen und den Weg zu Fuße fortsetzen.

Als alles in Ordnung war, warf Ernst seine Arme um seiner Mutter Hals. Virginia faßte seine Hände mit krampfhaftem Druck. Die zwei Väter näherten sich und versuchten sich selbst Gewalt anzuthun, um die Schwächeren zu ermuthigen.

Aber Niemand konnte sprechen, die Thränen flossen über die bleichen Gesichter herab, wie kleine Bäche und das Schluchzen erstickte die Worte.

Virgina und Ernst umarmten und küßten sich.

Sie konnten sich nicht trennen. Die Eltern waren gezwungen, sie zu scheiden.

Man hörte nun nichts als unterbrochene Laute, unterdrücktes Schluchzen und Küsse.

„Adieu ... Adieu ... Adieu!! ... hoffen wir auf den Himmel ... Muth ... wir werden uns bald wiedersehen! ... erinnere Dich unserer ... mein theuerer Ernst! ... Virginia ... Virginia ... meine Mutter! ... mein guter Vater ... Adieu Ihr Lieben ... Allen adieu .... Adieu! ..."

Sie begleiteten ihn bis an die Thür. Neue Händedrücke, Küsse, Grüße, Seufzer, Thränen, liebevolle Blicke.

Das Gitter öffnete sich, die Chaise fuhr über die Schwelle, sie entfernte sich, fuhr immer weiter und verschwand! — Gott! was waren das für Momente der Angst für Alle! ...

Der Flüchtling durchfuhr indessen ungesehen die Landschaft und gelangte auf die Hauptstraße. Als das Wägelchen am letzten Hause vorüber war, seufzte Gennaro erleichtert auf; aber schon im Augenblick darauf, zeigten sich in der Ferne zwei Gensd'armen zu Pferde.

Ein kalter Schweiß bedeckte die Stirn des armen Alten, der, aus Furcht, sein Gesicht möchte sein Geheimniß verrathen, sich die Pfeife mit Tabak stopfte, zu dampfen anfing und sich anstrengte, zu lachen, sodaß er eine Grimasse schnitt, die Furcht einjagte.

Die Gensd'armen hielten vor der Kutsche still und gaben den Reisenden ein Zeichen, anzuhalten. Gennaro glaubte zu sterben. Jene wollten sich über die Entfernung, welche sie noch von Tremezzo schied, unterrichten. Der Verwalter gab ihnen die verlangte Auskunft. Gennaro hatte schon die Kraft zu sprechen verloren. Ernst hielt sich auf dem Boden der Chaise verborgen und wagte es kaum zu athmen. Endlich zogen jene ab, und sie konnten ihren Weg fortsetzen. Gennaro wischte sich mit der Hand die vom Schweiße triefende Stirn und rief aus:

„Daß doch die Hölle auf ewig die verdammten Hunde verzehrte und daß sie der Teufel auf seinen Hörnern davon trüge! — Wenn ich diesmal nicht gestorben bin, so ist das ein Wunder; ich fühlte, wie mir alles Blut nach dem Herzen strömte!"

Als sie an einer Schenke angekommen waren, stiegen sie aus.

Ernst setzte seinen Weg, ohne gesehen zu werden, fort; die andern Beiden empfahlen dem Wirth ihr Wägelchen, indem sie sagten, daß sie hingehen wollten, um ein nahes Landgut zu besehen und dann zurückkehren würden.

Nachdem sie mit Ernst wieder zusammengetroffen waren, schlugen sie sich seitwärts in's Feld und nahmen ihren Weg über Aecker, durch Steingeröll und Gestrüpp, und, geleitet vom Verwalter, blickten sie stets rechts und links, vor sich und hinter sich, um zu sehen, ob sie von Jemandem verfolgt oder gesehen würden.

Es war gegen Ende des Monats Mai; das Land, welches blühte und grünte, hauchte seine lieblichen Düfte aus. Die Weiden bogen ihre trauernden Zweige am Ufer in's Wasser, die leichten Blätter der Pappeln zitterten, bewegt von einem sanften Lüftchen. Die Alpenrose kroch zwischen den Dornen hervor und bedeckte die Erde mit ihren weißlichen Blättern; die wohlriechenden Veilchen und die weißen Marienblümchen überzogen die Wiese.

Gegen Abend gelangten sie an die Grenze. Das

Schwierige bestand darin, diese zu überschreiten, ohne gesehen zu werden. Sie stiegen auf einen Hügel, und da sie in der Ferne die Grenzwächter, welche die Runde machten, sahen, zogen sie sich zurück und schlugen eine andere Richtung ein. Etwas entfernt sah man den Thurm einer Kirche, die zur Schweiz gehörte, er schien so nah, aber jenes Stück Weg war sehr gefährlich.

Man wählte den Weg über einen steilen Berg, der ganz mit Steinblöcken, Stämmen und Reisig unpassirbar gemacht war.

Endlich auf dem Gipfel angelangt, stiegen sie an der anderen Seite hinab und nachdem sie eine beträchtliche Strecke in angestrengtem Laufen durch einen Tannenwald zurückgelegt hatten, blieb der Verwalter unter einem alten Baum stehen, setzte sich auf die Erde und rief aus:

„Wir sind gerettet! Das ist schweizerisches Gebiet."

In der That! nicht weit von jenem Baume stand ein Pfahl mit einem Brett, auf dem man folgende Inschrift las:

Confederazione Svizera
Cantone Ticino.

Vor sich hatten sie die malerische Aussicht auf den Luganer See. Gennaro wollte den Weg noch um ein gutes Stück fortsetzen, denn, sagte er, so lange wir nicht in einem Dorf angelangt sind, scheint es mir, als könnten wir nicht genug in Sicherheit sein.

Man gab dem guten Alten nach und nahm den Weg weniger besorgt wieder auf, bis daß man vor einem Wirthshause anlangte. Da traten sie ein, um sich auszuruhen und sich durch Speise und Trank zu stärken.

Sie setzten sich alle Drei um einen Tisch und ließen sich vorsetzen. Ernst hatte, ungeachtet der Strapazen, keinen Hunger; sein Geist war noch ganz erregt und sein Herz blutete vor Schmerz.

Gennaro nahm, nach einem Schluck guten Weins das Wort und wandte sich an Ernst:

„Erinnern Sie sich, was ich Ihnen an jenem Abende sagte, als ich zur Versammlung kam und Sie etwas benebelt nach Hause führte? — O die Politik!" — rief der gute Alte, die Hände zum Himmel erhebend aus, — „o, es ist eine häßliche Sache, daß es eine Politik giebt! Wer ruhig zu leben und zu sterben wünscht, darf sich nicht da hinein mischen."

Ernst lächelte seinem alten und treuen Freunde wohlwollend zu und antwortete:

„Gennaro, Du meinst es gut, aber Du überlegst nicht, was Du sagst. Die Menschen sind gemein und egoistisch, die nur an sich denken. Die Großherzigen leiden und setzen das Leben ein für Gerechtigkeit und Freiheit. Das Große erreicht man nicht ohne Selbstverleugnung und Opfer. Das Leiden für eine heilige

Sache ist eine Ehre. Mit dem Wollen, der Ausdauer, dem Widerstande gelangt man immer zum Ziel. Das Unglück macht den Mann groß. Wenn unser widriges Geschick auf dem Gipfel angelangt ist, dann siegen wir. Indessen harren wir mit Würde und leiden wir, ohne den Kopf hängen zu lassen. — Wer säet, erntet!“

Vierzehntes Capitel.

Durch Berg und Thal.

Gennaro nahm von seinem jungen Herrn, nicht ohne daß es ihm das Herz zuschnürte, Abschied. Nachdem er ihm warm anempfohlen hatte, klug zu sein und Sorge um seine Gesundheit zu tragen, wollte er ihm die Hände küssen und entfernte sich mit von Thränen angefüllten Augen. Indem er in Begleitung des Verwalters auf demselben Wege zurückkehrte, langte er bei Nachtzeit zu Hause an und konnte die betrübte Familie trösten, indem er sie versicherte, daß Ernst an sicherem Orte wäre.

Alle hatten ihn mit ängstlicher Ungeduld erwartet und erzählten ihm dann, daß eine halbe Stunde nach ihrer Abreise zwei Gensd'armen angekommen wären, um Ernst zu verhaften. Es waren jene zwei, denen die Flüchtlinge auf der Straße begegnet waren.

Die Freude, einer großen Gefahr entgangen zu sein, und sich frei zu sehen, wo er sich vielleicht schon in dem Gefängnisse befinden konnte, tröstete den jungen Verbannten

einigermaßen über die Trennung von seinen Eltern und die Entfernung von seiner Verlobten.

Er reiste den Tag darauf nach Lugano und die malerische Straße, welche sich an der Küste des See's hinzog, die anmuthigen Hügel, welche um diesen eine Krone bilden, und die Sonne, welche am heiteren Himmel glänzte, übten nicht wenig Einfluß auf die Verminderung seines Schmerzes aus und zogen ihn von seinen traurigen Gedanken ab.

Als Flüchtling athmete er mit Trunkenheit die freie Luft der Felder ein und hatte seine Freude an jenem lachenden Land und jenem weiten Horizont, die seiner Freiheit offen standen. Als Künstler bewunderte er jene herrliche Perspective, welche sich bei jedem Schritt seinen Blicken darbot, und als Jüngling von erhabenem Gemüthe fand er einen gewissen Zauber, ein geheimes Wohlgefallen, ein unerklärliches Vergnügen an jenem abenteuerlichen und ungewissen Leben, und Angesichts jener unbestimmten Zukunft, die ihn erwartete.

Er liebte Virginia mit aller Macht einer Neigung, die sich von unauslöschlichen Erinnerungen und lieblichen Hoffnungen nährte; und eben diese Neigung flößte seiner Seele eine gewisse Melancholie ein, welche in jener Einsamkeit und vor jener Schönheit der Natur zur poetischen Wehmuth wurde.

Ernst erhielt in Lugano einen herzlichen Brief von Virginia, in dem das arme Mädchen ihrer sehnsüchtigen

Seele Luft machte, in dem sie ihm alle Leiden ihres Herzens und das ganze Joch ihrer Isolirtheit ausmalte.

Ernst antwortete sogleich, um sie zu ermuthigen.

Einige Tage darauf empfing er einen Koffer mit allem, was er nöthig hatte, und schrieb dann an seine Eltern einen langen Brief, in dem er sich als in Traurigkeit versunken und der Verzweiflung sehr nahe schilderte und um die Erlaubniß bat, sich nach Paris begeben zu dürfen, um seinen kranken Geist durch Studium zu zerstreuen.

„Diese Berge und dieser See," schrieb er, „erinnern mich jeden Augenblick an jene wonnevollen Orte, in denen ich glücklich im Schooße meiner Familie und zur Seite der angebeteten Virginia lebte. Diese Aehnlichkeit der Gegend vergrößert den Schmerz meiner Einsamkeit und macht mir das Leben unerträglich. Ueberdies fehlt mir hier die Gelegenheit zur Beschäftigung, und die Ruhe, in der ich zu leben gezwungen bin, vermehrt meine Pein und führt mich zu den schwärzesten Gedanken. In Paris könnte ich mich wenigstens ganz dem Studium widmen und meinen Geist cultiviren, mich Virginiens immer würdiger machen und mich von dieser Melancholie heilen, die mich in's Grab bringt."

Die Eltern, welche sich über den erschrecklichen Zustand ihres Sohnes entsetzten und von der Nützlichkeit des Heilmittels, das er für sein Uebel angab, überzeugt waren,

schickten ihm sogleich alles nöthige Geld zur Reise und baten ihn, nicht länger zu zögern und abzureisen.

Virginia schrieb ihm einen neuen Brief voll ausgeprägter Traurigkeit und Trostlosigkeit. Sie beklagte sich über seinen jähen Entschluß, die Schweiz zu verlassen, und über seinen Vorsatz, sich nach Paris zu begeben.

„Ich wußte Dich uns so nahe," schrieb sie ihm, „daß die Hoffnung, Dich in Kurzem zu sehen, mir eine leichte Möglichkeit schien und mich tröstete. Und dann schien mir gerade die Einsamkeit, die Du nicht ertragen kannst, für Deine Gefühle und Deine Lage zu passen.

Die Einsamkeit ist so geeignet, wenn das Herz von Empfindungen und Erinnerungen überfüllt ist. Und Du suchst die Zerstreuung und Reisen und gehst weit, weit weg von uns und unsern lieben Bergen? O Ernst! Diese neue Abreise ist für mich eine neue und bittere Trennung."

Ernst weinte, als er diesen Brief las .... aber er reiste! ....

Er liebte Virginia sehr .... aber wie man heut zu Tage zu lieben pflegt.

Die Jahrhunderte der großen Leidenschaften sind vorüber; jetzt sind diese nur seltene Ausnahmen.

Ernst also reiste. Die zauberhafte Umgebung Lugano's, die mit Wäldern bedeckten Berge, das himmelblaue Wasser des Sees, die einsamen Spaziergänge der Schweiz .... waren ihm überdrüssig geworden.

Begierig, neue Länder, neue Völker und neue Sitten zu sehen, nahm er den Weg über Bellinzona.

Ernst hatte sich entschlossen, die Schweiz zu Fuß zu durchwandern, indem dieses für den, der die Alpen in ihrer ganzen Schönheit sehen will, die geeignetste Art zu reisen ist, da man stehen bleiben, hinauf und hinabsteigen kann, wenn es der Mühe lohnt, um die verschiedenen Panoramen zu betrachten, welche diese malerischen Regionen den Blicken darbieten.

Nachdem er seinen Koffer nach Frankreich geschickt hatte, reiste Ernst, mit einem eisenbeschlagenen Stock bewaffnet und mit einem Ränzel, ähnlich dem der Soldaten, auf dem Rücken, zu Fuße ab. Zu Bellinzona ruhte er eine Nacht aus und ging den folgenden Tag nach Giornico. Am dritten Tag unternahm er die Besteigung des St. Gotthard, und kämpfte gegen den Ungestüm eines wüthenden Sturmes, der ihn nöthigte, von Zeit zu Zeit still zu stehen und sich auf die Erde zu werfen, um den Athem wieder zu erlangen.

Auf der Höhe des gefährlichen Berges angelangt, richtete er einen letzten Blick nach Italien und schickte ihm nach einen Gruß, einen Kuß, einen Seufzer.

Ihm fielen dabei jene schönen Verse Cantu's ein, mit denen das Capitel der Exilirten in „Margherita Pusterla“ anfängt.

Traurige Süßigkeit fühlte er, indem er sich jenes

schöne Gedicht, das gerade für ihn geschrieben zu sein schien, wiederholte.

Er blieb lange unbeweglich und gedankenvoll auf einem Felsen sitzen und betrachtete den weiten Horizont, welcher sich über die lombardische Ebene ausbreitete.

Die Venus glänzte alleinstehend am Himmel, und der bleiche Mond ging in der Ferne auf, als sich der junge Verbannte mit einer Thräne in den Augen erhob und sich in die einsame Wohnung, welche auf der Höhe des Berges steht, zurückzog. Die Nacht schlief er in jenem Hospiz, das sein Dach auf jener verlassenen und nebeligen Höhe erhebt.

Diese majestätische, nackte und Ehrfurcht einflößende Natur scheint einer andern Welt anzugehören. Nach Anbruch des Tages stieg er an der entgegengesetzten Seite hinab und durch einsame Thäler, die in Folge des massenhaft angehäuften unfruchtbaren Gesteins, unwegsam waren, gelangte er in eine kleine mit malerischen Hütten bedeckte Landschaft. Den Tag darauf ging er auf der Straße nach Altorf weiter; aber nachdem er ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, bog er seitwärts in einen Wald ein, mit dem Wunsche, irgend einen malerischen und einsamen Ort zu treffen, fern von der Hauptstraße, um einige Skizzen in sein Album zu zeichnen.

Er ging den ganzen Tag, weiter in den Wald eindringend, ohne eine Herberge zu finden; aber da er glück-

licherweise einigen Mundvorrath im Sack hatte, machte er sich daraus nicht viel, und der unvorsichtige Reisende dachte nicht an das unkluge Unternehmen, sich ohne Führer in die Alpen zu wagen.

Nachdem er nicht ohne Mühe und nicht ohne Gefahr über Abgründe und steile Felsen geklettert war, fand er sich gegen Abend, vollständig verirrt, in einem verlassenen und schattigen Thal, das von einem reißenden Sturzbach durchschnitten wurde.

Er blickte ringsum, es war ihm aber nicht möglich eine menschliche Spur zu entdecken; und von Müdigkeit übermannt, legte er seinen Ranzen und seinen Stock ab und setzte sich traurig auf einen Steinblock, indem er einen langen Seufzer ausstieß.

Die Scenerie, die ihn umgab, war bewundernswerth, überwältigend. Hinter ihm nackte zerrissene Berge, an deren Fuß ein dichter Tannenwald, den Erhebungen und Vertiefungen des Erdreichs folgend, sich in dem nahen Thal verlor. Ihm gegenüber erhoben rauhe und aschgraue Felsen ihr drohendes Haupt, und von ihnen herab stürzte der Giesbach, der mit schrecklichem Getöse, das im Thale wiederhallte, Steingeröll, Stämme und abgerissene Baumäste mit sich führte.

Auf der einen Seite senkte sich ein kräuterbewachsener Abhang herab, um das Bett für das fallende Wasser zu bilden, er erschien mit Sträuchern, Waldpflanzen, Kiesel-

steinen und von Wacken überſäet, die mit Lichenen und Moos überzogen waren.

Durch einen Einſchnitt, den der Strom zwiſchen dem Wald und dem Felſen bildete, ſah man in der Ferne andere Berge hinter anderen Bergrücken ſich erheben und ihre gezackten und ſchneebedeckten Gipfel mit dem Himmel vermiſchen.

Die Schatten wurden nach dem Untergange der Sonne dicht, hatten das Innere des Waldes ſchon verdunkelt, und die Umriſſe der Baumſtämme fingen an, in einander zu verſchwimmen.

Von den fernen Gletſchern erhoben ſich weißliche Dünſte, welche die erhabeneren Vorſprünge umſchleierten.

Der einſame Wanderer, der ganz und gar mit ſeiner Umgebung beſchäftigt war, hatte Müdigkeit und Hunger vergeſſen und horchte auf die verwirrten Töne dieſer wilden Natur. Das hohle Geräuſch der fallenden Waſſer, das im Thale herrſchte, ließ auch das Sauſen des Windes durch die bewegten Gipfel der Tannen hören und das Fallen irgend eines Steinblockes, der ſich vom Gipfel des Berges gelöſt hatte und von Abſturz zu Abſturz ſprang, bis er ſich in die ſchäumenden Waſſer des Giesbachs ſtürzte und verſchwand.

Mit dem Vorrücken der Nacht nahmen alle jene verſchiedenen Töne die Aehnlichkeit mit irgend einer Stimme an, und jeder Gegenſtand bot ſich dem Auge

unter einer phantastischen und erschreckenden Gestalt dar. Das Thal schien von Gespenstern und Riesen bevölkert. Die schwarzen Zweige der Tannen schienen Arme und Dämonen zu sein, welche sich unter einander verstrickten; die spitzigen Gipfel glichen Lanzen eines Heeres von phantastischen Erscheinungen. Die dunstigen und vielgestaltigen Wolken kamen dem Blicke wie lustige, chimärische Ungeheuer vor.

Aber der junge Reisende hatte keine Furcht vor dergleichen Gesichtstäuschungen und betrachtete die erhabenen Schönheiten der Alpen mit der Auffassung des Dichters und des Künstlers.

Während er so stand und nachdachte, wie er die Nacht zubringen würde, sah er aus dem Gehölz etwas Fremdes herauskommen, das den Anblick einer menschlichen Creatur hatte, und er dachte mit froher Erwartung, daß jener Gegenstand ein Schatten oder ein Mensch sein müßte. Aber das unsichere Licht und die Entfernung verhinderte ihn deutlich zu sehen.

Er beschloß nun, nach jener Seite hinzugehen, in der Hoffnung, daß die geheimnißvolle Erscheinung ihm einen Zufluchtsort würde anzeigen können, um die Nacht zu verbringen. Er beschleunigte seine Schritte und näherte sich, als plötzlich die Sonderbarkeit des Individuums, als er es deutlicher erkannte, ihn veranlaßte, einen Augenblick

stehen zu bleiben, um es, ohne gesehen zu werden, mit mehr Muße betrachten zu können.

Jene wunderliche Persönlichkeit war ein Greis.

Ein langer weißer Bart fiel ihm auf die Brust herab, die Stirn war gewölbt und erhaben, und die wenigen Haare, die ihm auf dem Kopf geblieben waren, hingen auf die Schultern. Man sah es, daß weder Scheere noch Rasirmesser seit vielen Jahren sein Haupt berührt hatten. Er hatte ein braunes und faltiges Gesicht, und seine Augen leuchteten von Weitem, wie die eines wilden Thieres. Er war groß von Statur und mager; ging mit emporgerichtetem Haupte und festen und markirten Schritten, und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um bald den Strom, bald die Berge, bald den Himmel anzusehen.

Er war mit einem langen dunklen Kleide bedeckt, das um die Hüften, nach Art der Kapuzinermönche, mit einer Kordel zusammen gehalten wurde, in den Händen hielt er einen breitkrämpigen Hut und einen knotigen Stock.

Nachdem Ernst ihn lange betrachtet hatte, ging er auf ihn zu, nahm seinen Hut ab und grüßte höflich. Der Alte schien überrascht, antwortete mit einem offenen Gruß und stand still, wie einer, der eine Frage erwartet. Der Jüngling erzählte ihm, daß er, in den Bergen verirrt, nicht wüßte, wo er übernachten sollte, und bat ihn um ein Obdach.

„Ihr seid ein Italiener, wie mir scheint?“ fragte der Alte.

„Italiener, durch Gottes Gnade,“ — antwortete Ernst.

„Durch Gottes Gnade!“ wiederholte der Alte mit Unwillen, während er die Achseln mit einer Miene des Mitleids und der Geringschätzung zuckte, und fügte hinzu: — „Verräther und Schurken, deren giebt es überall! Doch ob Ihr ein Schurke oder ein ehrlicher Mann seid, ich biete Euch ein Obdach an und verlange nichts dafür, weder einen Sou, noch ein Wort, noch eine Danksagung, noch etwas anderes. — Kommt mit mir, mein Haus ist nicht weit. Ich wohne hinter jenem Felsen, zwischen Adlern, Falken und Ohreulen . . . der einzige Mensch in diesem abgelegenen Thal!

Ernst folgte ihm, höchlichst überrascht, und beide gingen langsam weiter und ohne zu sprechen.

Fünfzehntes Capitel.

Der Greis und der Jüngling.

Nach einer Viertelstunde Weges langten sie vor einem Häuschen von jämmerlichem Aussehen an.

Der Alte öffnete die Thür mit einem Fußtritt und trat zuerst ein, schlug mit dem Stahl auf einen Feuerstein, zündete den Zunder an und dann ein Licht.

Ernst setzte sich auf eine zerbrochene hölzerne Bank und blickte sich ohne zu sprechen um. Die ganze Wohnung bestand aus zwei Zimmern. Einige verrostete Waffen hingen an der Wand, neben einer wunderlichen Mannigfaltigkeit von zerbrochenen Töpfen, seltsamen Kleidungsstücken und andern Geräthen; alte wurmstichige, und nicht zu einander passende Möbel vervollständigten die Ausstattung der Stube.

In einem Winkel lag ein Haufe zerrissener und staubiger Bücher. Am pechschwarzen Heerd stand eine Bank und einige ländliche Stühle. Durch die Thür, welche zur andern Stube führte, sah man ein niedriges Bett, das inmitten einer Menge verschiedenartiger, un-

ordentlich aufgehäufter Gegenstände zusammengestellt war. Durch das neben dem Heerd befindliche Fenster sah man die vom Mond beleuchteten Gipfel der Tannen und den schwarzen Hintergrund der Berge.

Obgleich es gegen Ende Mai's war, herrschte in diesem rings von Bächen und Gletschern umgebenen Thal doch noch empfindliche Kälte. Der Alte zündete das Feuer an, und als die knisternde Flamme von einem Bündel trocknen Tannenholzes emporschlug, setzte er sich vor den Heerd, Ernst gegenüber, und begann diesen von Oben bis Unten zu betrachten, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach er das Schweigen und sagte:

„Ihr seid noch sehr jung!... und beginnet kaum das Leben... ich beendige es... oder um besser zu sagen, ich habe es seit langer Zeit beendigt!... Es ist eine traurige Sache, das Leben!"...

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Und warum geht Ihr so allein, durch diese Berge schweifend?"

„Die italienische Revolution hat mich in die Verbannung geschleudert. Ich fliehe aus der Lombardei, um mich den Verfolgungen zu entziehen."

Hier unterbrach der Alte den Jüngling durch einen solchen Ausbruch des Lachens, daß Ernst vor Ueberraschung stumm uud verdutzt blieb.

„Fahrt fort mit Euren Lügen!" sagte der Alte mit

einer erschrecklichen und fast gebieterischen Ruhe; — worauf der Jüngling erwiderte:

„Mit meinen Lügen? ... Wollte Gott, daß alles Unglück Italiens Lügen wären!“ ...

„Italien ist todt, seit langer Zeit!“ fügte der Alte hinzu, „und die Todten leiden nicht mehr!“

„O nein, bei Gott, es ist nicht todt,“ schrie Ernst, indem er aufsprang und die Fäuste gegen den Alten ausstreckte; „nein, es ist nicht todt, und der ist ein Schurke, der es beschimpft!“ ...

Der Alte betrachtete ihn stillschweigend, und das Haupt gebeugt, blieb er lange unbeweglich, starr in die Asche sehend, wie wenn er nachdächte, ohne die gehörten Worte zu begreifen. Dann fing er von Neuem an:

„Ich lebe in dieser Einöde, fern vom Umgang mit Menschen und beachte seit vielen Jahren nichts mehr, was in der Welt vorgeht.“

Ernst setzte sich und gewann seine Ruhe wieder; der Alte fuhr mit ernster und feierlicher Stimme fort:

„In Eurem Alter hat man keine Geschichten zu erzählen; aber wenn Ihr Hoffnung habt oder Glauben in die Menschen oder in's Leben setzt, so sagt mir Eure Hoffnung, Euren Glauben ... ich werde Euch beide vernichten und Ihr werdet weniger unglücklich und weniger thöricht sein!“ ...

Ernst betrachtete diesen sonderbaren Alten mit Ueber-

raschung und Unwillen, der zu ihm in einer so trostlosen Sprache redete und antwortete ihm:

„Ihr täuscht Euch, Ihr täuscht Euch. Obgleich noch jung, habe ich doch eine Geschichte zu erzählen, habe eine Hoffnung und einen Glauben im Herzen, und weder Ihr noch Andere werden mir je meine Hoffnung noch meinen Glauben zerstören können!“

Der Alte verzog die Lippen zu einem sardonischen Lächeln und warf einen Blick voll verächtlichen Mitleids auf Ernst, daß dieser einen Schauer fühlte, wie beim Berühren einer kalten Schlange.

„Aber wer seid Ihr denn?“ fragte Ernst; „wer seid Ihr, daß Ihr über die heiligsten Dinge lacht und weder Hoffnung noch Glauben besitzt?“ ...

„Sagt mir erst, wer Ihr seid, auf was Ihr hofft, was Ihr glaubt. Dann werde ich Euch sagen, wer ich bin und warum ich nichts hoffe, weder von den Menschen noch von Gott!“

Ernst zitterte und seine Nerven zuckten, als ob ihn ein bösartiges Fieber erfaßte, und aus Neugier, um die Geschichte des geheimnißvollen Alten zu erfahren, fing er an, demselben sein Leben zu erzählen.

Er sprach zu ihm vom Vaterlande, von der süßen Liebe seines keuschen Mädchens; er erzählte ihm die letzten Kriege, die Wiederherstellung, den Fall und die neuen Hoffnungen Italiens.

„Ihr seht," schloß Ernst, „daß ich eine Geschichte zu erzählen habe und daß meine Hoffnungen und mein Glauben heilig sind!"

Nun begann der Alte:

„Es ist fast ein Jahrhundert, daß ich in Italien geboren bin, es ist fast ein Jahrhundert, daß ich unter Menschen lebe! ich muß daher das Leben besser kennen als Ihr! Wie Ihr, habe ich geliebt, wie Ihr, habe ich Hoffnungen genährt und habe die Treue der Jugend für's Vaterland und den Glauben an's Leben besessen! Die Jahre, die Erfahrung, die Selbstsucht und die Schuftereien der Menschen haben mich gelehrt, die Gesellschaft zu verfluchen und nichts auf der Welt zu lieben, auf nichts zu hoffen und an nichts zu glauben!"

„Ihr thut mir leid," fügte der Jüngling hinzu, „Eure Worte sind wie ein Gift, das die Seele verzehrt. Ihr müßt entweder sehr unglücklich oder sehr gottlos sein! Habt Ihr denn weder eine Religion noch ein Herz?"

Der Alte fuhr, ohne sich aufzuregen, fort:

„Eine Religion? ... ein Herz? ... Als Kind war ich fromm, weise, andächtig ... aber die Ereignisse des Lebens haben mir die Augen geöffnet und meine Religion ist verschwunden! ... ich habe geliebt mit meiner ganzen Seele und das Herz vertrocknete in Folge der Bitterkeiten und Täuschungen! Ich setzte mein Vertrauen und meine Hoffnung auf's Leben, und das Leben antwortete mir mit

Infamie und Enttäuschung. Jung, in Eurem Alter, ließ ich Familie und Vaterland, irrte lange durch Frankreich hin und her, bis daß die große Revolution kam, welche die Welt hätte befreien können. Zu jener Zeit vereinigte ich mich mit den Männern, welche die Freiheit, die Gerechtigkeit und Gleichheit für Alle wollten. Es waren stürmische und mit großen Ereignissen schwangere Zeiten. Noch jung und hitzig, habe ich damals meine Hoffnung auf die Menschheit gesetzt, auf's Vaterland, auf die Männer, die Frauen, die Liebe, in den Ruhm und auf Gott! ... Chimären! Träume! Illusionen! Alle haben mich betrogen, alle haben mich verhöhnt, alle mich verrathen! ...

Hört mich ohne Unterbrechung an. Ich habe Unrecht, zu sagen, daß ich fast hundert Jahre gelebt habe; ich mußte sagen, daß ich deren tausend gelebt hätte, denn als ich jung war, ging die Welt schnell, und man lebte ein Jahr in einem Tag. Ich habe alle großen französischen Revolutionäre gekannt: Danton, Robespierre, Saint-Juste waren meine Freunde; ich habe sie alle zur Macht emporsteigen sehen . . . und zum Richtplatz! Das Volk klatschte ihnen, als sie mächtig waren, Beifall zu, und pfiff sie aus, als sie zum Tode gingen.

Mein Glaube und meine Hoffnungen fielen eine nach der andern, wie die Köpfe auf dem Hochgericht hundert zu hundert fielen!

Ich habe die großen Prinzipien der französischen

Revolution zwischen Festen und Triumphzügen proclamiren hören und habe dann das Blut stromweis über die Straßen und Plätze fließen und die Seine roth färben sehen, wie wenn alle Sünden der Menschen sollten abgebüßt werden.

Ich sah unter ein und demselben Beil König und Volk fallen. Ludwig XVI. und Robespierre, die Du Barry, die Hofdame einer Monarchie und die Roland, die Republikanerin.

Ich habe gesehen, wie die Privilegien und Vorurtheile vor der Vernunft fielen, die Vernunft in Grausamkeiten ausartete, die Grausamkeiten den Despotismus zurückführten, der Despotismus Unwissenheit säete und die Heuchelei nothwendig machte, und so kehrten die Menschen zum früheren Standpunkt zurück, und die Todten . . . sind gestorben für Nichts!

Der Ehrgeiz und der Egoismus herrschten immer, und Verrath und Blut begleiteten immer den Egoismus und Ehrgeiz.

Die Revolution tödtete die Bürger auf öffentlichem Platze bei hellem Tag; der Despotismus im Dunkeln, im Geheimen des Gefängnisses.

Die Opfer sah man nicht immer, aber Opfer gab es beständig überall! . . .

Der Adel war verdorben, übermüthig und äußerst dumm, das Volk war roh, unversöhnlich und blutgierig! . . .

niederträchtig waren sie Alle! . . . und ich habe Keinem mehr geglaubt!

Dann habe ich mich vom Tumulte des Haufens zurückgezogen, habe die Politik verlassen und meine Hoffnung auf die Ruhe und Liebe gesetzt!

Jung noch, liebte ich ein Weib, das arm war und allein stand. Ich baute auf ihre Liebe, ihre Treue und hoffte auf die stillen Freuden des Lebens.

Ein Freund, dem ich wohlgethan, dem ich eine Zuflucht unter meinem Dach und einen Platz an meinem Tische gegeben hatte, verführte mir das Weib. Sie sind Beide geflohen und haben mich allein auf der Welt gelassen! . ."

Hier beugte der Alte das Haupt, bedeckte die Stirn mit den Händen und blieb lange Zeit in Nachdenken und Stillschweigen versunken. Ernst betrachtete ihn mit Mitleid und Verwunderung. Das Bewußtsein des eigenen Alleinstehens fing an, ihn zu erschrecken. Das Leben erschien ihm zum ersten Male als eine Quelle von Schmerzen. Die Erzählung des Alten trübte die Hoffnungen und Illusionen des Jünglings, wie eine dichte Wolke das Licht der Sonne verdunkelt. Das Feuer war beinahe ausgegangen, die Lampe an der Wand warf ein röthliches und widriges Licht auf den kahlen Kopf des Alten. Einige Blitze erhellten von Zeit zu Zeit das Zimmer und verkündeten einen nahen Sturm. Beim Schein der Blitze sah man durch's Fenster, wie sich die Gipfel der Tannen

unter der Wucht des wilden Sturmes bogen und wie schwarze Wolken sich um die Vorsprünge der Berge verdichteten.

Ernst würde einige Jahre seines Lebens darum gegeben haben, wenn er sich nicht in jener Einöde, in jener Höhle befunden hätte, wo die Hölle, wie es schien, ihr Thor hatte.

„Der Sturm, der in den Alpen heult," fuhr der Alte weiter fort, „gleicht meinem Herzen; in diesen hohen Regionen scheint der Widerhall des Donners das Ende der Welt anzukündigen."

„Und warum wohnt Ihr nicht an einem der Stadt und den menschlichen Wohnungen näheren Orte?"

„Weil ich die Menschen verabscheue! . . . Nachdem ich viele Jahre in Paris gelebt, vertieft in Schmerz und in Trostlosigkeit, habe ich mich zwischen diese Wacken zurückgezogen, wo ich, von Leiden befreit, den Tod erwarte. Ich floh die Gesellschaft, um nicht mehr die Kränkung der menschlichen Stimme zu ertragen, die von Freude und Liebe neben der Verzweiflung und dem Elende singt! Die Menschen haben mir tiefe und unheilbare Wunden geschlagen . . . . und dann über die offenen Schäden gelacht."

„Aber der Gedanke an Gott, kommt der nie, um Euch in Euren Leiden zu trösten?"

„Gott! . . . Gott existirt; ich höre ihn im Donner,

der in den Bergen wiederhallt . . . und im Gesang des Vogels, der die Landschaft belebt; ich sehe ihn im Blitz, der in den Wolken zuckt und im Leuchtkäfer, der an Sommerabenden im Grase glänzt; ich bewundere ihn in allen Erzeugnissen der Erde, in allen Gestirnen des Himmels und bitte ihn, zu strafen und zu verfluchen . . . den, der mich verdammt und verflucht hat! Doch Gott hat mir freigebig von allen möglichen Uebeln geschenkt und als letztes giebt er mir den Tod! . . ."

„Aber hofft Ihr nicht wenigstens ein ewiges Leben?"

„Armes Pflänzchen, das Du vegetirst! . . . armer Wurm, der Du auf der Erde hinkriechst . . . unsichtbar auf zwei Schritt Entfernung! . . . Du hoffst auf ein zukünftiges Leben?"

„Thor! fühlst Du nicht den Geist der Zerstörung, der in Deinem Herzen brennt? Fühlst Du nicht Dein Leben, das in Deinem Blute rollt, wie die Säfte der Pflanzen? Aufgeblasene Menschen! sie beanspruchen, ewig zu sein, wie Gott, und bevorzugt vor den anderen Thieren, weil sie mehr Verstand haben, das Böse zu thun, und mehr Macht, es zu verheimlichen! Hoffärtige, die sich unsterblich glauben, weil sie nie einen Blick in die Gräber der Todten werfen, und nicht die Auflösung der Leichname betrachten, und die Gebeine derjenigen, die von Würmern gefressen werden! Welcher Unterschied besteht zwischen dem Leib eines großen Mannes und dem eines Hundes?

. . . Blickt in das Grab . . . die Würmer halten Gericht über den menschlichen Ehrgeiz. Fast alle Hoffnungen des Menschen betrügen ihn bis an den Tod, und er stirbt doch noch hoffend! — Der Mensch stirbt und es bleibt nichts von ihm im Universum, als ein Cadaver, der sich auflöst, und Knochen, die mit der Zeit wieder Erde werden! . . . und die Seele stirbt mit dem Körper, denn die Seele ist nichts anders, als das Gefühl und der Gedanke, die mit dem Aufhören des Lebens, wie der Geruch der Blumen aufhören.

Der erschreckliche Wiederhall des Donners machte das Haus von Grund aus erbeben.

Ernst, der unerschrocken den Kanonen und den Bajonetten auf dem Schlachtfelde die Stirn geboten hatte, zitterte am ganzen Körper bei den Worten des Alten, und seine Zähne klapperten vor Fieber. Der Regen klatschte vom Sturm getrieben an die Scheiben des Fensters. Der Wind pfiff, die Blitze verbreiteten ein infernalisches Licht und machten die jedesmal folgende Finsterniß um so schrecklicher. Es schien, als ob der Donner die Berge zerschmetterte und die ganze Natur in's Chaos versänke! Unsere zwei Bekannten blieben stumm. Ernst dachte über das nach, was der Alte gesagt hatte, und versuchte, es bei sich selbst zu widerlegen, und seinen Geist zu trösten. Er dachte an die frommen Gebete Virginia's, an die geheiligten Hoffnungen des unschuldigen jungen Mädchens,

an ihre Treue, mit der sie an Tugend, Religion, Seele und Gott hielt! Er fragte das eigene Herz, die eigenen Wahrnehmungen, und fühlte in sich selbst etwas Ungewöhnliches, nicht Materielles, etwas Göttliches; und dann wiederholte er sich:

„Es ist unmöglich, daß auf Erden die Vernichtung sei, aber doch Gott existirt, und wenn Gott existirt, ist die Seele unsterblich.“

Ende des ersten Bandes.

Buchdruckerei W. Koebke, Berlin, Zimmerstraße 9c.

Ein häßlicher Mensch.

Roman
von
Ernst Weichert.

2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eine einfache, aber dabei doch höchst interessante Erzählung. Die Gestalt des Helden, des häßlichen Kanzleiraths Lang, seine Erlebnisse und die Art und Weise, wie er trotz seiner Häßlichkeit und immerhin abschreckender Wunderlichkeit durch seine nachherige Frau endlich in eine Sphäre versetzt wird, die seiner Natur mehr als das beamtliche Leben zusagt, und an und in ihm eine vollständige Aenderung hervorbringt, sind mit großem Geschick geschildert, und eben so sind die Nebenfiguren, der Rath Walter, dessen nachherige Gattin und der Feldwebel Meiring aus dem Leben gegriffene Gestalten, deren Zeichnung, vorzüglich gelungen, den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt.

Gattin und Tochter.

Roman
von
Graf Ulrich Baudissin.

3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

So verschieden die Charakter-Zeichnungen der Personen in diesem Roman sind, alle sind sie ganz prächtig gelungen. Der Humor ist ein so natürlicher bei einigen Personen, daß die Lachmuskeln des Lesers unwillkürlich in Bewegung gesetzt werden. Von der Kritik ist der Roman „Gattin und Tochter" als die beste Arbeit des beliebten Roman-Schriftstellers anerkannt worden.

Hedwig.

Ein Roman aus dem Wasgau

von

August Becker.

2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Der beliebte Verfasser von des „Rabbi Vermächtniß“ bietet hier eine neue höchst anmuthige Erzählung. Ein junger Lieutenant gehört in München zu den Koryphäen der alltäglichen guten Gesellschaft; nicht minder seine schöne und reiche Cousine Eugenie, um deren Gunst ihn besonders sein Oberlieutenant beneidet. Dieser verhilft ihm wider seinen Willen zu einer Versetzung nach Landau. Das erst verachtete Leben in der Provinz lernt er bald von seinen Lichtseiten kennen, deren leuchtendste ein junges Mädchen ist, welches seinem Herzen bald näher steht, als ihm jemals die glänzende Cousine stand. Dennoch kehrt er als Verlobter der letzteren von einer Urlaubsreise nach München in die Pfalz zurück. Aber der Rausch, der dieses Band knüpfte, verfliegt schnell vor dem Zauber der edleren und tieferen Neigung. Zum Heile aller Betheiligten löst Eugenie selbst die Fessel, heirathet den Ober-Lieutenant und unser Held seine wahre Geliebte. Ueber diese einfache, jedoch psychologisch verwickelte Geschichte gießt der Verfasser ein Füllhorn reizender Schilderungen aus, deren Gegenstände — außer den Hauptpersonen — Land und Leute der schönen Rheinpfalz überhaupt sind.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2 Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Wiederhall in den Tiefen des Menschenherzes. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Caccianiga, Antonio,

Der Proscribirte Roman aus der Gegenwart

Bd.: 1. Band

Berlin 1868
L.eleg.g. 573 i-95/96
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575339-6